

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 124

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Erik Reger Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Erhard Schütz



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 124

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln,
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden
Band 124

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Urheberrechtsnachfolgers nicht zulässig.

Lothar C. Poll gewidmet

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de
© 2023 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1043-6
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Abenteuer im alten Kalkofen (1940)	7
Auszug aus »Union der festen Hand« (1931)	16
Frühling in Frankreich 1919 (1932)	29
Krieg im Frieden. Die Essener Ostertragödie 1923 (1937)	37
Bei Kilometer 208. Naturgeschichte einer Brücken-Montage (1929)	57
Ruhrprovinz (1928)	73
Kulturpolitik an der Ruhr (1929)	83
Essen, die Stadt der Konzerne (1931)	92
Gelsenkirchen, die Kohlenstadt (1931)	102
Auszug aus »Das wachsames Hähnchen« (1932)	113
Wahnstadt erfindet sich neu	
Um den 17. Juni 1953 (1953)	132
Nachwort	146
Textnachweise	169

Abenteuer im alten Kalkofen

Ich turnte über den verwüsteten Ringofen, wo früher Kalk gebrannt worden war. Die Sonne beleckte seine schwarzen Höhlen; auf den alten Sims wurden die Grassoden geröstet und Moose zu pulveriger Borke zerbacken. Die Eidechsen, diese Gemen warm bröckelnder Mauerherrlichkeit, kletterten durch die Spalten im Ziegelsteingewölbe.

Die Mädchen gesellten sich zu mir, zuerst die kleine Hedwig, sodann Franziska und Hilde. Wir durchbrachen den morschen Draht, der nebst einer umgesunkenen Warnungstafel den mit Akaziengestrüpp bewachsenen, halb abgetragenen Teil des Ofens mehr preisgab als hütete. Dann kam Antonie herüber und rief, wir dürften nicht da spielen. Sie war eine lange, magere Latte. Anfangs sahen wir überhaupt bloß Arme und Beine von ihr. Wir lachten, und da drohte sie, es ihrem Vater zu sagen, dem das Land hier gehörte. Ich schrie zu ihr hinunter, ihr Vater habe auf dem grindigen Kalkofen gar nichts zu melden, er habe Bankerott gemacht, und das Trümmerfeld gehöre den betäubten Lohgerbern. Die lustigen Ausdrücke hatte ich von Onkel Peter. Mit Befriedigung gewährte ich an den Mädchen, daß diese Art Lustigkeit ansteckender als Masern war.

Antonie kehrte um. Sie trug einen angesetzten Rock und eine viel zu knappe Bluse. Wir schrien vor Vergnügen, weil sie über ihre eigenen Beine stolperte. Hinter einer Mauerritze spähten wir, ob nun wohl ihr Vater käme. Aber nach wenigen Minuten erschien sie wieder ganz allein und fragte, ob sie mitspielen solle.

»Das mußt du wissen«, sagte ich.

Wir legten uns in das sichelreife Gras. Antonie stellte die Knie auf und gürtete die Arme darum. Ich lag neben ihr, etwas tiefer. Wir berührten uns. Wir schlugen die

aufrechtstehenden Knie auseinander und wieder zusammen. Wir berührten uns jedesmal.

»Gestern hat im Kalkofen ein Kerl genächtigt«, sagte sie.

Wir fuhren auf und blickten in die schwarzen Höhlungen, an deren Rändern das Sonnenlicht brandete.

»Hast du ihn gesehen?« fragten wir alle.

»Ja«, sagte sie.

»Wo war er denn?«

»Dort, wo das Eisen heraussteht. Da war früher eine Tür. Dahinter ist ein Gang. Darin lag er.«

»Ich weiß«, sagte Franziska. »Ich war einmal in dem Gang. Er verläuft ganz krumm und ist voller Schutt. Man kann von außen gar nicht sehen, ob einer darin ist.«

»Ich bin eben hineingegangen«, behauptete Antonie.

»Zu dem Kerl?«

»Er schlief.«

»Das wußtest du doch nicht.«

»Was sollte er denn sonst da machen?«

»Es war doch dunkel, wie konntest du ihn erkennen?«

»Nein, es war noch Tag.«

»Wie sah er denn aus?«

»Er hatte wilde Augen und einen roten Bart.«

»Ach, das war ja der Mutzenbäcker.«

»Verrückt! Ich werde den Mutzenbäcker wohl kennen!«

Da verstummten wir. Schweigend vervollständigten wir das Gemälde des Landstreichers. Die schöne heitere Luft bekam davon Strudel und Untiefen, eine graue Wolke schlich hinter unseren Rücken her, und aus dem blühenden Himmel wanderten uns böse Schluchten entgegen. Es umzingelte uns all die Heimlichkeit erlauschter Frevelgeschichten, all das seltsame Gebaren fremder, heimatloser Männer. Wir rückten näher zusammen. Antonie hatte sich aufgesetzt, um ihre Behauptungen lebhafter zu verteidigen.

»Fürchtet ihr euch?« sagte sie. »Ich habe keine Furcht.«

»Gar keine? Würdest du jetzt hineingehen?«

»Wenn ihr es wollt.«

»Allein?«

»Gestern war ich auch allein.«

»Tu's doch mal«, sagte Hedwig.

Antonie schritt ungesäumt auf die finsternen Löcher zu, in deren Schatten rote Schnecken und die saftigsten Brennesseln gediehen. Sie verschwand und kam gleich darauf wieder zum Vorschein.

»Du bist nicht ganz drin gewesen«, nörgelte Hedwig.

»Zwei Minuten würdest du nicht dortbleiben«, meinte Franziska.

»Soll ich nochmals?« fragte Antonie herablassend.

Hilde lächelte ihr zu. Das Widerspiel einer feinen, duftigen Haut, als welches Hildes Lächeln erschien, regte mich auf. »Könnte es nicht ein Räuber gewesen sein, der einen Schatz dort vergraben hat? Wir wollen alle in die Höhle und nachschauen«, sagte ich mit fliegendem Atem.

Ich säbelte die Brennesseln nieder, und wir traten in die Höhle. Vorn war sie moderig und feucht, dann kam Geröll und trockener Mörtelgeruch. Hierauf krümmte sich der Gang, ganz wie Franziska gesagt hatte. Ich fand eine verrostete Schaufel und räumte etwas Schutt fort. Wir stiegen darüber hinweg und gelangten unter einen Luftschaft, der voll von Erde, brüchigen Steinen und Wurzelfasern hing. Ein größeres Gewölbe bildete den Mittelpunkt eines Netzes von Kreuzgängen, aber überall war der Boden mit Kalkstaub bedeckt, der ein Dämmerlicht verbreitete, ungefähr wie Schnee am Winterabend.

Hedwig rief: »Ach Gott, die Schuhe!«

Sie waren weiß gepudert, und wir glaubten, schon Risse im Leder zu sehen. Wir eilten zurück, um die

Schuhe samt den Strümpfen abzulegen. Mit bloßen Füßen durchwateten wir alle das Kalkmehl. Wir dachten nicht daran, daß es, wenn es die Schuhe verdarb, der nackten Haut nicht schmeicheln werde. Wir fühlten nur, daß wir die Kleider schonen mußten, wollten wir daheim nicht verraten, daß wir im Kalkofen waren.

Dies war die einzige Vorsicht, mit der wir uns in die alten, oft schon niedergebrochenen Herdkammern verteilten, Rufe ausstießen und am Widerhall uns ergötzten. Mancherorts zeigten sich noch Merkmale des Feuers, das vor vielen Jahren rings in einem Graben gestanden hatte.

Antonie hatte mit den spelzigen Fingern nach den Wurzeln im Luftschacht gegriffen. Die Wurzeln gaben nach und überschütteten uns mit Erde. »Warum zerrst du auch so!« schrie Franziska böse. Aller Schrott aus dem Trichter rutschte nach und versperrte den Rückweg. Wir schüttelten die Erde herunter, die uns in den Hals gefallen war, und plötzlich schrie Antonie: »Dort kommt einer, ein Kerl!« Wir bemerkten einen Schatten und liefen fort. Aber wir verirrten uns und fanden keinen Ausgang.

Wir erschrakten und horchten in die ängstliche Stille rieselnden Gerölls, spürten Brand an den Füßen und schrien alle. Auf einmal hörten wir einen leise klingenden Fall. Wir bückten uns danach. Es war eine Brechstange, die sie früher zum Heizen verwandt hatten. Antonie stieß damit in die Wand, um ein Loch zu schlagen. In ihren langen, fuchtelnden Armen war die Stange ungefähr ebenso hilfreich wie ein Espenblatt.

»Nimm du sie doch«, sagte Franziska zu mir.

»Antonie ist stärker«, entgegnete ich.

Hilde rief: »Schreit doch, schreit doch, sie müssen uns doch hören!«

»Niemand hört uns«, sagte ich dumpf.

Ich schrie nicht mehr. Die Mädchen hatten heulende Stimmen wie Wölfinnen. Franziska drohte Antonie Furchtbares an für den Fall, daß sie stürbe.

»Müssen wir denn sterben?« weinte Hedwig.

»Ja«, sagte ich großartig, »wir müssen sterben.«

Der Gang hatte an dieser Stelle ein Ende. Franziska ergriff die Stange und untersuchte die Mauer. Ein Teil war roh und unvollkommen geschichtet, gewiß nicht durch einen gelernten Handwerker, oder aber nur zu einem vorläufigen Plan. Dort setzte Franziska die Stange an. Sie lockerte Steine und warf sie heraus. Als die Öffnung groß genug war, kletterten die Mädchen hindurch.

»Da ist auch nur wieder eine Kammer«, sagten sie und rannten hin und her.

Hedwig entdeckte eine Strohmatte und ein Felleisen. Die anderen krochen eilends zu mir zurück, aber Hedwig öffnete das Felleisen und rief uns zu, es seien Tonpfeifen darin.

»Also war es doch der Mutzenbäcker«, sagte Franziska und blickte Antonie vorwurfsvoll an.

Im gleichen Augenblick hörten wir aus dem entfernteren Gewölbe ein zorniges Jaulen. Hedwig flog kopfüber zu uns herein und sagte, sie habe die drohende Tatze des Mutzenbäckers gesehen, seine Augen hätten geleuchtet, und der Bart sei ein Rutenbündel gewesen. »Macht schnell das Loch zu!« schrie Hilde, und wir arbeiteten fieberhaft. Nebenan tappte es. Es knisterte und tappte brummend wieder fort.

»Er hat gemeint, wir wollten ihm seine Pfeifen stehlen, darum hat er geschimpft«, sagte Franziska. »Der Mutzenbäcker kann überhaupt nicht richtig schimpfen, denn er ist ja stumm. Und da hat Antonie ein Wesen gemacht und behauptet, es sei ein Kerl.«

»Gestern war es eben ein Kerl«, trumpfte Antonie auf. »Der Mutzenbäcker ist auch genau so schlimm wie ein Kerl. Einer, der im Wald Ton gräbt und Pfeifen daraus brennt und damit hausiert und sich hier herumtreibt und stumm ist und blöd tut. Ich sage es meinem Vater, daß er hier haust, dann muß er fort.«

»Erst mußt du hier heraus sein«, sagte ich. Hedwig schrie: »Ach Gott, unsere Schuhe und Strümpfe, wenn wir die nicht mehr wiederbekommen!«

»Wir sagen, der Mutzenbäcker habe uns hierhergelockt«, riet Antonie.

»Ja«, sagten wir alle in der Not.

»Hört einmal«, flüsterte Hedwig. Irgendwo rauschte ein unterirdischer Wind, wie ihn die Bergleute hören sollen und die nackten Männer, die einen Tunnel durchs Gebirge bohren. Dort, wo die Mädchen das Loch gemacht hatten, drang Feuerschein durch die Ritzen. Wir verstopften sie hastig mit Kalk.

»Ich glaube, er brennt seine Pfeifen hier unten«, sagte Franziska.

Wir hörten einen schaurigen Gesang, und ich dachte, so müsse ein Wiegenlied bei den bösen Geistern sein. Hilde schrie unvernünftig, sie wolle heraus, heraus, heraus! Antonie versuchte es mit der Stange an der anderen Wand, doch die war dick und fest, und von der Erschütterung stürzte hinter uns ein Stück Gewölbe ein. Nun holte Franziska die Stange, und darauf wechselten sie ab.

Hedwig kam zu mir: »Ach bitte, warum tust du nichts?«

»Es geht da ja doch nicht ins Freie«, erwiderte ich grob und unwissend. Trotz und Erwartung waren in mir. Ich wollte, daß Hilde nicht entrinne und das Eingeschlossensein mit mir teile.

»Er hat uns hier hereingeführt, da sitzt er nun und tut nichts!« schrie sie jetzt. Ich sagte, ich sei müde. »Faul bist du!« schrie Hilde.

Antonie aber lehnte hager wie ein Gespenst im Dunkel der Wand und blickte von mir auf Hilde und von Hilde auf mich. Das schwarze Haar umrahmte als natürliche Nacht ihr bleiches Gesicht.

»Willst du es nun tun?« fragte sie mich leise. Ich rieb die schmerzenden Füße, sie schmerzten noch mehr. Ich

antwortete nicht. Antonie winkte Hilde heran und sagte ihr etwas ins Ohr. Hilde drehte sich halb nach mir um, sah zu Boden und schwieg. Antonie trat zu mir hin: »Du mußt uns helfen!« Hinter ihr stand Hilde.

»Hilf uns doch«, sagte sie.

»Ich bin ja faul.«

»Wenn du nichts tust. Wenn du etwas tust, bist du nicht faul. Bitte, tu etwas. Du vermagst mehr als wir Mädchen.«

»Für dich, Hilde, tut er es«, sagte Antonie.

Da nahm ich die Brechstange und rammte sie in die Mauer, so wuchtig ich konnte. Danach war ein Knall und ein Brausen, das mich niederwarf, und eine Wolke von Staub, die mich von allen Seiten umgab. Ich hatte das Gefühl, daß das ganze Gewölbe auf uns niederrassele. Die Mädchen schrien auf und flohen. Als ich mich aufrichtete, rollte Schutt nach. Ich stak bis über die Hüften darin.

Vor mir war die Mauer und hinter mir ein Erdbeben von klotzigem Gestein. Meine Beine konnte ich nicht bewegen. Die Mädchen riefen von irgendwoher weit jenseits, aber hinter mir krabbelte auch noch jemand.

»Bist du es, Hilde?« fragte ich.

»Ja«, rief sie, »mach' geschwind, daß du hinüberkommst, hier ist noch eine Luke, aber gleich bricht noch mehr zusammen.«

»Ich kann ja nicht, bin festgeklemmt, zieh mich doch heraus«, erwiderte ich.

»Ich komme nicht mehr dahinunter«, rief sie zurück. Sie verließ mich. Alle waren fort. »Hilde!« rief ich. Ich bildete mir ein, daß ich mich für sie opfere. Ich wollte, sie hätte gespürt, wie still und heiter ich es tat. Aber wahrscheinlich hielt sie mich für dumm, weil ich sie nicht steinigte. Sie rief nur immer wieder ihr sinnloses: »Komm heraus, schnell!« Dann tat es einen neuen Krach, und nun war ich völlig eingeschlossen. In den Knien

wühlte dumpfer Schmerz, und die Füße schienen auf einer heißen Herdplatte zu liegen. Aber ich befürchtete nicht, daß ich umkäme, denn ich wußte, daß Onkel Oswald mich holen werde.

Onkel Oswald trat an mein Bett, wenn ein Nachtgewitter war, und dann verloren die Blitze, die so schrecklich die Finsternis aufrissen, und die Donnerschläge, von denen das Haus erbebt, alle wilden Geheimnisse und traten folgsam in die Bahn der Winde und sonstigen Naturströmungen, die Onkel Oswald zu ihrer Erklärung nannte. Er bestimmte alles, und wenn er sagte, ich habe Kopfweh, es gibt Regen, so zogen bald Wolken herauf, um es wahrzumachen. Und wenn ich ihm die Schläfen rieb, so sagte er zwar, das tue ihm wohl und die Schmerzen hörten auf, aber es regnete dann doch, weil ich eben nicht die bestimmende Kraft besaß, die schon eingetretene Wirkung aufzuheben.

Vielleicht habe ich nie wieder Onkel Oswalds leidenschaftsloses, die Dinge durch sein Dasein bändigendes Gesicht so deutlich vor mir gesehen, wie damals, als ich in dem alten Kalkofen lebendig begraben war. Ich wußte, daß die Mauern sich vor ihm auftun würden, sobald er zu mir hinverlangte, und unter diesen Vorstellungen las ich mechanisch ein paar lächerliche Steinbrocken um mich fort.

Wenn ich eine kleine Vertiefung freigemacht hatte, sackte mehr nach, als vorher dagewesen war. Die Luft wurde stickig, meine Hände brannten vom Kalkstaub. Ich spuckte hinein, da bissen sie, als würden sie mit Schmirgel abgekratzt. Die Augen fielen mir zu. Ich vernahm Rufen und Klopfen und wünschte, meine Retter möchten vorsichtig sein und mich nicht mit Hacken oder Schaufeln verletzen, wenn sie zu mir vordrängen. Dabei schlief ich ein. Es war ein dämmeriger Schlaf, bei dem mein Gehör wachblieb und die Augenlider durchlässig wie Milchglas waren. Kratzende und hämmernde

Geräusche, weitläufiges Summen und feierlicher Fackelschein gelangten zu mir. Das Gewölbe über mir war ein hoher Saal, in dem sich alles verlief. Ich hörte ganz deutlich meinen pfeifenden Atem. Ich wollte rufen, aber der Ton erstickte tief in der Brust. Eine Uhr schlug mit tönerndem Klang. Mein Herz ruhte. Ich war gerettet.

Auszug aus »Union der festen Hand«

Die Straße wird ein Engpass zwischen riesigen Mauern und verrußten Glashallen, Fabrikbahnen zerschneiden sie, Kippwagen mit glühenden Eisenstangen rollen vorbei, dicke, dampfende Röhren ziehen in gewaltigen Krümmungen dahin, Gasometer steigen aus düsteren Höfen, kurze Kamine wackeln über Wellblechdächern. Plötzlich steht ein mächtiger, mit pedantischer Akkuratess gemauerter Schlot mitten im Weg, dann rückt er ebenso plötzlich weg, andere Schornsteine kommen an wie Telegraphenstangen an einer Chaussee, die Wände verräucherter Büros erbeben vom Dröhnen und Stampfen der Hammer- und Walzwerke, es blitzt und donnert, der Flammenschein in den Fabrikhallen ist bald schwer und dunkelrot, bald zerstäubend und stechend wie Azetylenbrand. Portierbuden mit rostigen Ligustersträuchern schaukeln dazwischen, Seilscheiben der Zeche »Glücklicher Morgenstern« laufen rund wie Nummerräder auf dem Kirmesplatz, es zischt und knallt in Zünderwerkstätten, Kesselschmieden, Panzerwalzwerken, unter gleichmäßigem Druck werden die Abgase ausgestoßen und zerflattern in brennenden Zungen. Von allen Seiten überfallen den Außenseiter diese Nebengeräusche der Technik, die im Produktionsprozess vom Nutzlosen herrühren, vom Untauglichen, von einem vorläufig noch unvermeidbaren Wärme- und Kraftverlust. Auf den Ahnungslosen stürmt es grandios und mystisch ein, er wird davon benommen, es ermöglicht ihm, die Fabrikarbeit für einen metaphysischen Vorgang zu halten und sich in seinen poetischen Empfindungen mit einer unbegreiflichen, unüberwindlichen und darum verabscheuten Welt lyrisch auszusöhnen.

Eine Feuergarbe, die Schwärme von Funken an eine erblindete Glaswand spritzte, erregte die Aufmerksamkeit und das Verlangen des Kaisers. Er ließ unverzüglich halten und erklärte dem Freiherrn, diesen Betrieb wünsche er zu sehen.

Der General sprang aus seinem Wagen. »Ist dies Geschossdreherei 111?«, rief er gleichzeitig dem Chauffeur, dem salutierenden Portier und den Vorübergehenden zu.

»Tor 23« stand auf einem blauen Emailleschild.

»Dies ist die Eisengießerei«, sagten die Leute. »Geschossdreherei 111 liegt hier nicht.«

Die Direktoren, die vorausgefahren waren, wurden durch ein Hupensignal benachrichtigt und kehrten um.

»Aber dies ist doch gar nicht der verabredete Betrieb ...«

»Befehl Seiner Majestät!«

Grußenbaum wagte eine Intervention. Diesmal war auch er perplex. Sollte er umsonst auf seinem Posten gewesen sein?

»Es wäre für Euer Majestät ein erhebendes Schauspiel zu sehen, von welcher Zuversicht die Arbeiter in der Geschossdreherei erfüllt sind, die Tag für Tag nichts anderes tun als die Waffen schmieden, die den Sieg herbeiführen.«

Der Staatssekretär pflichtete ihm bei. Das erstaunte ihn; im selben Moment wurden beide stutzig.

Faule Sache, wenn diese beiden Füchse einer Meinung sind, dachte der Chef des Zivilkabinetts.

Es war aber nichts zu machen, denn der Kaiser hörte das alles schon nicht mehr, er lief mit einer Hast, wie die Personen auf der Filmleinwand laufen. Nur mühsam hielt der Freiherr Schritt mit ihm. Herr Drees kam gerannt, der Meister Kurbjuhn sprengte in einem unbeschreiblichen Tempo herum, wie eine

Windfahne beim Wirbelsturm: »Kaiser ist da, Kaiser ist da, Kaiser, Kaiser!«

Atemlos zischte er es zwischen den hohlen Händen hervor, die Arbeiter sahen ihn halb verächtlich, halb amüsiert an, wie man einen Idioten ansieht.

Als er von außen das Feuer entdeckte, hatte der Kaiser geglaubt, es müsse ihn drinnen überwältigen. Es überwältigte ihn auch, doch anders, als er es sich vorgestellt hatte. Schon die Stille peinigte ihn, die tiefen, scheinbar menschenleeren Gruben, die glitzernde Einsamkeit des Sandgebirges, die bauchigen Mauer-schächte der Schmelzöfen, das Gerassel der Laufkräne über seinem Kopf, diese ganze unübersichtliche und undurchschaubare, gespenstisch geisternde Starre. Er war sehr abergläubisch und fasste es als böse Vorbedeutung auf, dass sein eigener Wille ihn in einen solchen Hinterhalt gelockt hatte. Angst überfiel ihn, er fürchtete diese Löcher und diese flammenden Öfen, gierig klammerten seine Augen sich an die Ruhe der schwimmenden Glut, die von den Gießlokomotiven behutsam daher gefahren wurde oder in Pfannen am kühlenden Schwenkarm eines Kranes hing. Zuweilen floss auch ein blinkender Bach davon geradeswegs vom Ofen in die Form.

»Das nennen die Gießer: Laufenlassen«, erläuterte zuvorkommend Herr Drees.

Dann und wann schickten die Feuerarbeiter einen jähren und äußerst feindseligen Blick hinüber, und aus den Löchern tauchten spähende Köpfe hervor, bis sie in Augenhöhe mit der ebenen Erde waren. Es war eine beklemmende Gewalt in allem Gewaltlosen.

Von oben rief jemand: »Weitermachen!«

Alle, auch die Arbeiter, schreckten zusammen. Einförmig tönte die erklärende Stimme des Direktors Neufeind fort.

»Diese Öfen heißen Kupolöfen, sie werden unten mit Holz und Koks gefüllt und von oben herunter mit der Gicht beschickt, das sind abwechselnde Lagen von Roheisen und Koks.«

Dem Staatssekretär, der keine Spur technischen Gefühls besaß, war es nicht anders, als gehe er hinter dem Kastellan eines alten Schlosses her.

»Das Roheisen, das im Hochofen aus Erz gewonnen wird, muss nämlich hier umgeschmolzen werden. In diesen Öfen sind zwölfhundert Grad Hitze. Sie leisten bis zu drei Tonnen die Stunde.«

Der Kaiser bemerkte einen Mann, der unablässig vor den Öfen auf und ab ging. Vorarbeiter, Hilfsmeister oder so etwas musste er sein. Immer an den gleichen Punkten kehrte er um, obwohl kein sichtbares Merkmal sie bestimmte; eine verdächtige Genauigkeit, die nur eine Schutzfarbe für unruhige Gefühle sein konnte.

Streng und störrisch arbeiteten die Öfen, schonungslos wütete das Gebläse. Keuchend presste sich die Verbrennungsluft durch die engen Rohrmündungen der Winddüsen, das Eisen kochte, knisterte und sprudelte, es zerkochte zu einem feurigen Brei, schaumig und voll zuckender Blasen, die mit einem kleinen, bösen Knall zerplatzten. Unten im Herd sammelte sich die blendende Helligkeit des geschmolzenen Metalls. Wenn es abgelassen wurde, war es ein zackiger, gefräßiger Glanz, wie man ihm manchmal des Spätnachmittags an den Fenstern entfernter Häuser wahrnimmt, indem die Sonnenstrahlen in jenem Winkel auf das Glas treffen, der ihnen die Anwendung des physikalischen Gesetzes von der totalen Reflexion gestattet.

Wiederholt gab der Kaiser sein lebhaftes Interesse kund. Ein zerbrochenes Gussstück lag auf der Erde, er

beklopfte es mit den Stiefelspitzen: »Unser Stahl ist besser als der englische, was?«

»Majestät«, versetzte der Freiherr, »wer daran zweifelte, wäre ein Landesverräter.«

Der Kaiser schenkte ihm keine Beachtung, er wollte mit den Arbeitern sprechen und von den Arbeitern Antwort haben.

»Meine lieben Freunde!«, rief er, hob das Gussstück auf und zeigte es herum, »hört auf diesen Block! Er ist nicht tot, er ist nicht stumm, er lebt und redet, er ruft euch zu: werdet stark wie Stahl! Das deutsche Volk, zu Stahl zusammengeschweißt, soll dem Feinde die Zähne zeigen!«

Da und dort verließ einer seinen Arbeitsplatz, sonst blieb noch alles still. Eine große Leere war um den Kaiser. Das Eis muss ich brechen, sagte er sich, dies ist die Stunde, in der über alles entschieden wird. Der Gedanke beflügelte ihn. Er trachtete den Klotz des Misstrauens in schneidiger Attacke zu überrennen, eigentlich waren die Hemmungen ja mehr im Ort begründet als in den Menschen. Es war alles so fern, so fremd, so unverständlich. Diese Hantierungen, diese Arbeitseinteilungen blieben trotz ihrer Einfachheit und scheinbaren Selbstverständlichkeit in tiefen Geheimnissen und schwierigen Hintergründen stecken. Der Laie konnte nicht in sie eindringen, aber er war ihnen ausgeliefert, er kam sich unsagbar hilflos vor, jämmerlich, überflüssig. Da war dieser Mann, der immerfort auf und ab ging; wie hinterhältig er aussah.

Der Kaiser kam nahe an ihn heran: »Wir sollten uns über unseren Kleinmut schämen! Der kommt aber dann, wenn man Gerüchten Glauben schenkt. Aus den Tatsachen, die ihr selber erlebt habt, solltet ihr den Glauben nehmen!«

Seine Stimme war laut und warm. Der Mann ließ sich dadurch nicht stören, er ging auf und ab, auf und

ab. Mit betontem Trotz schaute er die Öfen an. Diese absichtsvolle Respektlosigkeit war erschreckend, man sah, wie der Mann an sich arbeitete, sein Herz zu verhärten. Selbst dieses ideale Schaubild des heimlichen Empörers schien noch aus dem Drill eines preußischen Feldwebels hervorgegangen zu sein.

Wie ein von innen Gehetzter stürzte der Kaiser weiter; hinterher, beunruhigt und voll Spannung, der Freiherr. Stand es doch schlimmer, als er sich hatte eingestehen wollen? Hachenpoot fuhr den Assistenten an: »So schaffen Sie doch wenigstens mal die Meister und Vorarbeiter herbei!« Kurbjuhn war ihnen immer dicht auf den Fersen. Das heiße Eisen sickerte singend durch die Eingusskanäle, und mit einem dumpfen, kaum hörbaren Trillern der Windpfeifen entwich die Luft aus den Hohlräumen der Formen. Ovale Kappen aus Ton waren oben aufgesetzt, dort rann das Metall durch filtrierende Kammern, an deren Wänden der Schaum, Luft und Schlacke, sich abschied. Herr Drees sagte, geläufig und unbeirrt: »Es gibt sonst Poren im Guss.«

»Halt da!«, schrie Kurbjuhn, glücklich, sich endlich bemerkbar machen zu können, »die Form wird ja nicht voll! Gießkelle her, aber dalli, das gibt ja Kaltguss! War gerade genug Ausschuss für die Woche!«

Zwei Männer, die mit dicken Säcken Arme und Beine verwickelt hatten, schleppten auf einer Gabel einen hundertpfündigen Kübel mit fließendem Eisen heran.

»Wir dürfen doch unser nationales Gut nicht so verschleudern!« Großspurig stellte Kurbjuhn sich hin, aber es half ihm nichts, der Kaiser machte Jagd auf den gemeinen Mann. Er fasste einen Gießler an der Schulter; die Joppe war steif und schmierig und aus rauem Papierstoff. Beim Anfühlen brannte das Zeug wie Brennesseln, deshalb trug der Mann ein altes Wams

darunter, damit es nicht mit der Haut in Berührung kam.

»Ihr seid brave Männer, die ihre Pflicht tun. Jeder von uns bekommt seine Aufgabe von oben zugeteilt. Du an deinem Amboss, ich auf meinem Thron.« Ganz nahe stand der Kaiser dem Mann und ließ die Hand auf seiner Schulter liegen. »Vertrauen gegen Vertrauen! Die schönste Eigenschaft des deutschen Mannes ist die Treue, aus der Treue erwächst alles, was wir heute brauchen.« Der Mann kaute beharrlich an seinem Schnurrbart, blickte zur Seite und blieb stumm. »Unser Feldmarschall sagt: Es steht alles gut, die Kriegslage berechtigt zur größten Zuversicht.« Seine laute Sprache vergrößerte die Stille, die ihr Echo war. Es schien, als würden die Worte von einem ungeheuren, kalten, mitternächtigen Gewölbe verschluckt. »Aber je mehr der Krieg sich seinem Ende nähert, umso weniger dürfen wir die Kräfte sinken lassen!«

Still, alles still, unermesslich wuchs die Stille, auf einmal standen die Kräne, die Stille wurde drohend, der Kaiser rüstete sich auf eine Entladung, ja, er fieberte danach, jetzt oder nie.

»Hunger!«, grollte eine Stimme.

Langsam wanderten alle Augen zur Höhe, über all diese Eisenkörper hinweg, die plötzlich fahl und ausgepumpt und energielos waren, und blieben an dem Kranführer Adam Griguszies haften.

Oberst von Leutwitz streifte den General mit einem Seitenblick: »Nu ja, wieder so'n Agitator.«

»Hunger! – Hunger! – Hunger!«

Tief und langgezogen wie ein Kanon wälzte sich das jetzt von der Decke herunter bis in die schwärzesten Winkel. Der Kaiser riss sich herum und packte den General so heftig beim Ärmel, dass dieser, von der Bedeutung der Bewegung ergriffen, beinahe »Feuer!«, kommandiert hätte.

»Hunger! – Hunger! – Hunger!«

In zögernden Klumpen drangen die Arbeiter vor.

»Majestät!«, flüsterte besorgt der Freiherr und zuckte schmerzlich mit dem Kinn, aber schon stand Griguszies vor dem Kaiser.

Im ersten Augenblick erschrak er selbst, doch sogleich schüttelte er diesen Rest von Untertanensinn, der ihm noch in den Knochen steckte, ab und nahm sich vor, eine Probe seines revolutionären Mutes abzulegen. Er stellte sich vor, dass die Augen der Genossen in der ganzen Welt auf ihn gerichtet seien. Wenige Sekunden standen so die beiden sich schweigend gegenüber. Die Sporen des Kaisers klirrten noch leise nach von der Bewegung: »Gut, Leute, einer soll sprechen.«

»Wir wollen Frieden«, sagte Adam Griguszies fest, aber weit zahmer, als es seine Absicht gewesen war. Außerdem schien es ihm nicht sonderlich revolutionär zu sein, Frieden zu fordern. Im Gegenteil, Krieg hätte er erklären müssen, Krieg bis auf das Messer. Er wurde darüber krebsrot vor Ärger; man deutete es als Verlegenheit. Mehrere Former unter Führung von Fries rissen ihn weg. Sie waren nicht damit einverstanden, dass er der Sprecher sein solle. Er wehrte sich ungestüm.

»Keine Gewalttätigkeit!«, schrie Kurbjuhn, wobei fraglich blieb, wen er meinte.

Undurchdringlichen Gesichts, ein Vorbild soldatischer Härte und Unerschrockenheit, stand jetzt der General in dem entstehenden Tumult. Die Ruhe seiner Stimme setzte sich unheimlich durch: »Unsere Hauptfeinde sind zum Frieden noch nicht reif. Der Friede, den sie uns auferlegen wollen, würde für Deutschland dauernde Arbeitslosigkeit zur Folge haben.«

Hinter einem Pfeiler stehend, beobachtete der Staatssekretär. Eine komische Gruppe: diese dreckigen Arbeitskittel, diese gebügelten Uniformen, diese gepflegten Anzüge aus wirklichen Kammgarnen; diese abgegriffenen Käppchen, diese geschonten und wie Zinnober leuchtenden Feiertagsmützen, diese festen, schwarzen Hüte.

Adam Griguszies war weit abgedrängt worden, nun schrie er herzhaft über die Köpfe weg: »Wir wollen, dass nicht mehr der ganze Gewinn aus unserer Arbeit in die Taschen der Unternehmer fließen soll!«

Über Sandhaufen stürzend, bahnte Hachenpoot sich einen Weg. Er schwang sich auf einen eisernen Träger. »Denkt an die Millionen, die für Wohlfahrtszwecke ausgegeben worden sind! Niemals hat sich bei Risch-Zander das Verhältnis zwischen Werk und Belegschaft darauf beschränkt, ein bloßes Verhältnis von Arbeitsleistung und Entlohnung zu sein!«

»Das wollen wir aber gerade! Ein sauberes, klares Verhältnis von Arbeit, Profit und Lohn, keine Wohlfahrtsmogelei!«

Hochaufgerichtet, die Wangen hektisch gerötet, hielt der Kaiser der Brandung stand. In einer Sekunde hatte er die prekäre Lage vergessen. Er war gleich weit entfernt von Feigheit und Tapferkeit, er genoss jetzt nur noch das Schauspiel.

»Nur fest stehen und stark sein, dann kommt der Friede schon von selbst! Dann lässt sich über alles reden, was euch drückt. Jetzt aber steht die Tat noch über dem Wort. Der da oben kennt mein Gefühl der Verantwortung. Von Verlusten, Trauer und Sorgen ist kein Haus verschont geblieben, weder das Fürstenhaus noch das schlichte Arbeiterhaus. Glaubt mir wohl, es ist für mich nicht leicht, jeden Tag die Sorge der Verantwortung für ein Volk von sieben Millionen

zu tragen und dazu mehr als vier Jahre die zunehmende Not des Volkes zu sehen. Ich bin jahrelang an der Front gewesen, immer so nahe wie möglich, um meinen Truppen nahe zu sein, und ich habe auf meinen Fahrten durch das Land mit mancher Witwe, mit manchem Bauern und im fernen Osten und Westen mit manchem Landwehr- und Landsturmmann gesprochen, der das Herz schwer hatte von Sorgen, die aber überstrahlt wurden von dem Gedanken: erst die Pflicht, das andere kommt später. In diesem Sinne haben wir denn auch eine zweite Mobilmachung erlebt, eine großartige Mobilmachung ohne Unterschied des Ranges, Alters und Geschlechts. Niemand war sich mehr zu schade für irgendeine Arbeit, die Vorrechte hörten auf, jeder fühlte sich als ein Teil vom Ganzen.«

Er hielt inne, nichts rührte sich. Ein feines Rieseln von Sand war vernehmbar.

»Seht dort das Beispiel dieses alten Mannes!«

Prophetisch streckte der Kaiser den Arm aus.

Es war der Jubilar, der unverdrossen fortarbeitete, jener, der immer behauptete, der Lohn sei nur für das Zeitliche, aber die Wohltätigkeit sei für das Ewige. Er saß da an seinem Formkasten wie ein Irrer, auf einem Stützbrett, wie es die Pflasterer auf den Straßen haben, und siebte unbekümmert um alles, was vor sich ging, siebte Sand auf sein Modell, stampfte ihn fest, strich das Überschüssige ab und puderte mit Kohlenstaub. Der Kaiser hielt ihn für ein außergewöhnliches Geschenk des Himmels, für eine überirdische Erscheinung.

»Ich habe euere Sorgen in tiefstem Herzen empfunden. Ich bin mit euer aller Sorge beladen. Ich habe vieles angeregt, um die Lasten zu mildern und zu verteilen. Es hätte manches anders gemacht werden können, und dass darüber hier und da Missstimmung

herrscht, ist kein Wunder. Es wird auch noch mit vielen Missständen aufzuräumen sein, und manche Klassenrechte werden noch fallen müssen, das wird keiner bestreiten wollen. Wir dürfen aber auch nicht vergessen, dass wohl in keinem Lande so viele Menschen wirtschaftlich und an Leib und Seele zugrunde gehen wie in Amerika, das uns mit seiner Auffassung der Demokratie beglücken will.«

Dies schien ihnen gut zu tun, allmählich wurde sein Schiffchen flott und kam ins richtige Fahrwasser.

»Wie konnte aber dieser Krieg kommen, wie konnte uns das alles passieren, da wir doch vierzig Jahre Frieden hatten? Ich habe lange darüber nachgedacht. Wir wissen alle aus unserer Jugend, da haben wir es in der Schule gelernt, dass auf der Welt das Gute mit dem Bösen ficht. Das ist einmal von oben so eingerichtet; das Ja und das Nein. Das Nein des Zweiflers gegen das Ja des Erfinders, ich will mal so zu euch sagen: das Nein des Ungläubigen gegen das Ja des Frommen. Das Ja des Himmels gegen das Nein der Hölle. Nun, ich glaube, ihr werdet mir darin recht geben, dass dieser Krieg aus einer großen Verneinung hervorgegangen ist, und fragt ihr, welche Verneinung es ist, so will ich euch antworten, dass es die Verneinung der Existenzberechtigung des deutschen Volkes ist, die Verneinung unserer Kultur, die Verneinung unserer Leistungen und nicht zuletzt die Verneinung unserer Arbeiterfürsorge.«

Wurden die Gesichter jetzt erst klarer? Ja, jetzt hatte er sie gepackt. Seine Stimme schwoll noch an.

»Das deutsche Volk war fleißig, in sich gekehrt, strebsam, erfinderisch auf allen Gebieten; es arbeitete geistig und körperlich. Auf kargem deutschem Boden brachten wir Erzeugnisse hervor, die in solcher Vollkommenheit und Wohlfeilheit selbst in den von der Natur gesegneten Ländern nicht zu haben waren. Es

gab aber solche, die nicht zu arbeiten wünschten, das waren unsere Feinde. Wir kamen ihnen an die Nähte, durch Wissenschaft und Kunst, durch Industrie und Volkserziehung, und nicht zuletzt durch unsere soziale Gesetzgebung. Das wollen sie nun vernichten, damit sie wieder ungestört ihrer Faulheit leben können. Ihr Kraftaufgebot gilt dir, deutscher Arbeiter, gilt deiner Zukunft, der Zukunft deiner Kinder und Kindeskinde. Sie wollen dir einreden, dass sie nicht gegen dich kämpfen, sondern nur gegen mich und meine Generäle, gegen die deutsche Geldmacht, gegen das Kapital. Deutscher Arbeiter, glaubst du wirklich, dass die Feinde gegen diese allein jene Höllenmacht von Menschen und Material aufgeboden haben? Glaubst du wirklich, dass sie dich schonen, dir eine glückliche Zukunft bringen wollen? Die Feinde wissen es wohl, dass deine Kraft und deine Intelligenz Deutschland mit groß gemacht haben. Das Schicksal Irlands und Indiens, wo Millionen jahrein, jahraus zum Vorteil des englischen Herrn und Gebieters sich abrackern, sollte dir ein abschreckendes Beispiel sein; nur um die grässlichen Folgen des wahnsinnigen, von ihnen leichtsinnig heraufbeschworenen Kriegs von sich abzuwenden und sie dir aufzubürden, dir, deinen Kindern und Enkeln, dafür setzen die Feinde mit der Verzweiflung des bankrotten Spielers die letzten Machtmittel der halben Welt ein.«

Fortgerissen von dem Eindruck, den er, wie ihm schien, hervorgerufen hatte, flossen ihm aus der Schatzkammer der Gewohnheit mehr Worte zu, als er bei aller Eile aussprechen konnte. Ja, jetzt hatte er den richtigen Ton getroffen. Sie wollten gelobt sein, es war doch so einfach, und er hatte sich auf das Schwierige vorbereitet! Noch rascher sprach er fort.

»England will, dass jedes Volk in der Welt dasjenige erzeuge, wozu die Bodenschätze des Landes, sein

Klima und die Eigenschaften seiner Menschen es besonders befähigen. Was irgendwo auf der Erde besser und billiger wachsen und hergestellt werden kann als in Deutschland, das sollte nicht in Deutschland wachsen und hergestellt werden. Sie nennen das Rationalisierung der Wirtschaft, aber Rationalisierung ist kein deutsches Wort und wird von der deutschen Wirtschaft niemals gebraucht werden. Das deutsche Ideal ist, Erzeugnisse fremder Länder nicht einfach zu importieren, sondern sie im eigenen Lande nachzumachen. England dagegen wollte, dass die Erzeugnisse der Länder sehr verschieden wären, dass jedes von allen anderen viel brauchte und dass viel auszutauschen wäre. Denn nur so entstand ein großer Weltverkehr, und diesen wollte England besorgen. Das englische Ideal ist, die Welt als eine große Fabrik zu sehen, worin jede Nation ihre wenigen besonderen Erzeugnisse zu billigsten Preisen herstellt und wo England den Weltvermittler und Weltbankier spielt, während die anderen Völker die niedere Arbeit leisten. Gelänge ihnen das, so wäre die gesamte deutsche soziale Gesetzgebung auf den Gebieten der Alters-, Invaliditäts-, Kranken-, Unfall-, Witwen- und Waisenversicherung, so wäre auch die gesamte deutsche Arbeiterbewegung mit ihren Errungenschaften und die immer weiter fortschreitende bürgerliche Gleichberechtigung im öffentlichen Leben unseres Vaterlands, die vor allem gerade dem Arbeiter zugutekommt, so wäre das alles mit einem Schlage zerstört, zerstört wahrscheinlich für immer. Der deutsche Arbeiter würde der Paria, der Auswurf der Menschheit werden! Überlegt das mit euren Kameraden draußen, besprecht euch mit ihnen darüber! Wenn jeder von uns sich der Gefahren bewusst wird und bleibt, die uns von unseren Feinden drohen, dann weiß er auch, was die Stunde von ihm fordert!«

Frühling in Frankreich 1919

Nach einer langsamen Fahrt an der Ostküste des Kanals entlang hielt der Zug, bei Ostwind und unbewölktem Himmel, in Calais. Die Gefangenen durften aussteigen. Von der englischen Verpflegungsstation empfingen sie Bohnen mit Speck, Brot, Käse, Tee. »Dies ist das Land, wo Milch und Honig fließt!« schrie Prisoner Zehnacker, und Prisoner Kramer trommelte seine Musikanten zusammen und spielte den Dessauer Marsch.

Nach einem längeren Aufenthalt ertönte plötzlich für die Gefangenen der kurze, viermal abgesetzte Pfiff des englischen Sergeant-Majors von der Bewachungskompagnie. Sie kletterten wieder in ihre stinkenden Viehwagen, und der Zug fuhr landeinwärts weiter. In Hazebrouck sahen sie die ersten zerschossenen Häuser, hin und wieder versprengte Schüsse, der Ort mußte kurze Zeit unter nervösem Feuer gelegen haben. Dann wurden die Felder kahl, brüchige Gräben durchquerten sie, auch Drahtverhaue und Granattrichter, die bis zum Rand mit einer grünen, blasigen Brühe gefüllt waren. Verkohlte Bäume, Trümmer von Wellblechbaracken, im Lehm modernde Materialbestände, deutsche Tornister, Mäntel, Gasmasken, Gewehre, überwinterte Munition, Granaten, Infanteriegeschosse, Maschinengewehrurten, Leuchtkugeln, Handgranaten, Minen, alles durcheinander.

»Da sind welche gezeichnet, Blausäure sicher!«

»Da sind deutsche Sieben Komma fünf!«

»Zentnerminen!«

»Junge, muß das hier ein Rückzug gewesen sein.«

»Läuft da nicht eine Feldbahn lang? Natürlich, seht doch, da sammeln die Prisoners die Kriegsreliquien auf Haufen!«

Der Zug verlangsamte seine Fahrt und lief gemächlich in einen Bahnhof ein, der aus einer zerstückelten Wellblechhalle bestand.

Bailleul... Am Berge Kimmel.

Sie stiegen aus und marschierten durch die Stadt. Die Straßen waren schon freigelegt und reingefegt, das Pflaster ausgebessert, weißes Steingeröll zu beiden Seiten haushoch aufgetürmt. Es war ein Anblick wie der Durchstich eines Kanals durch ein felsiges Gebirge. Der runde Platz vor der Kirchenruine war brandig und menschenleer, aber das Innere der Kirche war schon wiederhergestellt. Durch die offene Tür sah man die Kutten der Priester und die geweihten Kerzen auf dem Altar. Ein ziemlich guterhaltenes Haus daneben, dessen Fenster und Mauerlöcher mit Brettern vernagelt waren, trug die Aufschrift »Estaminet Trois Fleurs«. Drinnen spielte jemand auf einer Mundharmonika. Mademoiselle of Armentières... Eine ausgebrannte Kehle summt die Melodie mit.

Auf der Straße hielt ein Wägelchen, eine Frau und zwei Kinder saßen darauf, schläfrig, stumm, teilnahmslos. Es waren Heimgekehrte... Aus dem Hausflur schaukelte der Mann, mürbe vom endlosen Umherirren und ewigen Wachen, den Schutt hinaus. Die Frau sah zu und schien es gleichwohl nicht zu sehen.

Gleich hinter dem Ausgang der Stadt, zwischen niedergebrannten Scheunen, war das Gefangenenlager, fünf lange, schmale Baracken, stickig und dunkel wie abgelagerte Schläuche. Es schien einmal ein Pionierdepot gewesen zu sein.

So richteten sie sich ein, Gefangene und Wachmannschaften. Bei diesen gab es Beförderungen und Abkommandierungen. Jim Patterdeal, ein Londoner Cockney, kam auf Kammer. Früher hatte er immer gesagt, der Kammersergeant wäre ein Lump. Jetzt war das vorbei. Es zeigte sich, daß Jim Patterdeal, der gute Soldat, auch ein

guter Geschäftsmann war. «Der Kammerseergeant is 'n gewichster Deubel», meinte er, »bei dem man was lernen kann, und der Mensch muß sehen, daß er was lernt für die Zeit, wo er die Militärkluft mal ausziehen muß. Der Krieg, wenn man so 'nen Druckposten hat, ist die Vorschule des Lebens.» Unterdessen trafen neue Escorts ein, junge Rekruten, die zu spät an den Feind gekommen waren; man hatte gerade zu schießen aufgehört, es war sogar schon wieder verboten, Menschen zu töten. Einerseits war das ein Gewinn für sie, andererseits war es ein Verlust. Aus diesem Widerstreit zwischen Todesfurcht und Gefahr einen Ausweg suchend, beschäftigten sie sich damit, auf Ratten zu schießen, die in den Gräben und Tümpeln nisteten, bei Nacht ihre Schlupfwinkel verließen und in militärisch formierten Zügen über Land wanderten. Sie hatten milchweiße Bäuche und fast die Größe ausgewachsener Hasen, nur daß die Schwänze dreimal so lang waren und die Füße in zottigen Knollen endeten. Manchmal lagen sie morgens in Reihen zu zwanzig erlegt vor der Wachbude, das Fell besprenkelt mit dicken rosa-farbenen Blutstropfen.

Leutnant Framery von den Royal Fusileers richtete einen Souvenirshop ein und beschäftigte Schlosser und Schmiede mit der Herstellung von Vasen, Aschenbechern und Streichholzdosen aus Messingkartuschen. Diese kunstgewerblichen Gegenstände aus der Prisoner-Produktion wurden dann in Kisten nach Boulogne verfrachtet, wo die Zwischenhändler dieser Branche saßen. Der Markt war gut; Leutnant Framery wurde ein reicher Mann.

Gräben und Trichter wuchsen zu mit blühenden Gräsern und fetten Disteln. Immer mehr Franzosen wanderten heim, zahllose Kriegskrüppel waren darunter. Die Pflüge schrillten durch die verkrusteten Äcker, neue zinnoberrote Ziegeldächer schimmerten in der Ferne. Schwalben und Lerchen siedelten sich wieder an, und die

jungen Saatfelder waren von Kohlweißlingen und Pfauenaugen bevölkert, die sich mit der Eiablage beeilten, um trotz der Verspätung auf die von der Zoologie vorgesehene Brutzahl zu kommen. Täglich sammelten die Gefangenen das zurückgebliebene Kriegsmaterial. Die Depots schwollen rasend an, täglich gingen Bahnladungen nach Calais und von dort weiter zur Versteigerung nach England. Das Unbrauchbare blieb in Frankreich. Zerschossene Barackenteile, durchlöchertes Wellblech, Drahtrollen wurden vom französischen Staat übernommen, der dieses Zeug an die Heimkehrer verkaufte, weil es für jeden anderen wertlos war.

Von einem dieser Depots führte ein Pfad durch das Gestrüpp von Brennesseln, Ackerwinde und Wolfsmilch, auf der langhaarige, gescheckte Raupen krochen, an Haufen schwerer deutscher Granaten vorbei. Nicht weit davon war ein gesprengter Betonblock; hier mußte eine Artilleriestellung gewesen sein. Spanek, der Dolmetscher, schlich sich zuweilen von den arbeitenden Kolonnen fort und strolchte herum. Er sah in die klaffenden Ritzen des Betonblocks hinein, eine rostige Wasserlache war drin und ein gelbgefleckter Salamander glotzte ihn zu Tod erschrocken an. Etwas weiter hinüber kam Spanek an ein Gehöft; das Dach war zerfallen, die Mauern standen noch. Da war auch eine Tür, aber die Klinke war abgebrochen. Er trat mit dem Absatz dagegen, da sank das morsche Holzwerk in sich zusammen. Noch vom Sonnenlicht geblendet trat er ein. Es war ganz dunkel, doch die Luft roch bitter und ätzend. Er verspürte einen saueren Geschmack auf der Zunge und ein stechendes Jucken auf der Haut. Eine Sekunde preßte er fest die Augen zu, um sie der Helligkeit zu entwöhnen. Es war ein kahler Raum, in dem er stand. Sein Fuß stieß an Holzstücke, es schienen zerhackte Möbel zu sein. Von der Türöffnung her fiel ein Lichtstreifen in eine Mauernische. Gott im Himmel, lagen da nicht zwei im Bett? Er

war nahe daran, hinauszulaufen. Er biß sich auf die Zähne. «Nein, das muß ich wissen; ob ich anfangs, Gespenster zu sehen», sagte er laut. Auf den Zehenspitzen schlich er hin, er mußte lächeln, als er es bemerkte; die Würde er sowieso nicht wecken können, wenn es wirklich Menschen waren.

Es waren Menschen; zwei englische Soldaten. Die Gesichter waren von der Gasmaske vermummt, der Schlauch war dem Mund entfallen. Behutsam knöpfte Spanek dem einen den Rock auf. Die Haut auf der Brust war unbefleckt, aber sie war es, die den bitteren, ätzenden Geruch ausströmte. Am Hals war sie bläulich überzogen, die Hände waren ein wenig gequollen, wie bei Leuten, die wassersüchtig sind. Spanek versuchte, die Gasmasken abzunehmen; er riß zu heftig, das Fleisch brach quallig auseinander. Die Kräfte schwanden ihm. Wie ein Verfolgter raste er hinaus, raste und raste. Es rief jemand hinter ihm, er hörte es, aber er glaubte es nicht. Endlich blieb er stehen. Es rief wieder: »He! Camarade!« Da sah er sich um.

Es war ein Franzose, der hier einen Acker hatte und dabei ein Haus, aber es war kein Haus. Nur die Fundamente waren noch da, und darüber hatte der Mann aus Brettern und Blechen eine winklige, zweigeschossige Baracke gebaut, in der sich zu bewegen ein halsbrecherisches Unternehmen war.

Die Familie, die hier wohnte, hieß Ducourant. Im Sommer 1918 war der Mann bei Verdun gefangengenommen worden und hatte bis zu seiner Entlassung bei niederrheinischen Bauern gearbeitet. Er erzählte gleich davon: »Sehr gute Leute, ich konnte mich auf Vlaamsch gut mit ihnen verständigen.« Er bat Spanek, mit hinein zu kommen. In der Stube zu ebener Erde spielte ein kleiner Junge mit einer Katze. Die Frau war wieder schwanger. Als die Kampfzone an ihr Haus heranrückte, hatte sie sich zu Verwandten nach St. Omer begeben und war

dort bis zum Waffenstillstand geblieben. Eine ältere, noch sehr rüstige Frau, die des Mannes Mutter war, goß für Spanek Kaffee in eine flache Schale mit Delfter Mustern. Er nahm ihn dankend an.

»Ja«, sagte Ducourant, als er sah, wie mitleidig selbst der Gefangene diese traurige Bude betrachtete, »ja, so machen sie es mit uns. Der Staat bietet uns jetzt Holzhäuser mit Ziegeldächern an, aber die sollen fünftausend Francs kosten, das kann ich nicht bezahlen. Ich habe schon eine Dummheit gemacht mit der Kuh. Sie können das Tier besehen, was damit los ist, nebenan im Stall – na, übrigens ist der ebenso vornehm wie die Wohnung. Sehen Sie, die Amerikaner schicken die Tiere herüber, aber das gute Milchvieh und die rassigen Gäule sacken die Großgrundbesitzer in den unzerstörten Gebieten ein, und wir hier bekommen die Schindmähren und die mageren Rinder für ein Heidengeld.«

Spanek fragte, wie hoch denn die Kommission seinen Schaden taxiert hätte.

Wie hoch? Das wisse er nicht. »Aber wie sie dabei verfahren sind, das kann ich Ihnen sagen. Zuerst haben sie also mal den Gesamtwert meines Eigentums geschätzt, dann haben sie etwas zugeschlagen als Entschädigung für die Zeit, wo ich hier rausgerissen war. Nachher haben sie die übrig gebliebenen Mauersteine und Dachziegel, die noch ganz waren, veranschlagt, ja sehen Sie nur, auch die paar Bretter und das Wellblech hier, das wäre nämlich widerrechtlich angeeignetes Heeresgut, haben sie gesagt, und vielleicht muß ich noch froh sein, daß ich nicht bestraft werde. Zuletzt haben sie noch angerechnet, was ich hier schon geschuftet habe, um dieses bißchen erbärmliche Zeug zusammenzunageln, und nun wollen sie das alles vom Gesamtwert abziehen, und der Rest soll die Entschädigung sein, die ich bekomme. Der Teufel weiß, wieviel das noch sein wird. Und selbst das

ist noch nicht sicher, denn es wird noch zehnmal überprüft, und schließlich entscheidet darüber wieder einer, der nie ein zerschossenes Haus gesehen hat.«

»Könnten Sie sich nicht an einen Deputierten der Kammer wenden?«

»Ach, die -! Die wollen uns durch papierene Proteste besänftigen und durch feierliche Kongresse, wo sie gut essen und trinken. Ich kann Ihnen sagen – – hören Sie. In Tourcoing habe ich einen Bruder wohnen. Er war nicht im Krieg, weil er nur einen Arm hat, der andere ist ihm in der Spinnerei von der Transmission weggerissen worden. Vorige Woche haben sie ihn verhaftet, sein Nachbar, mit dem er verfeindet ist, hat ihn denunziert. Er soll es mit den Deutschen gehalten haben. *Eh bien*, was soll ich Ihnen sagen? Ganz einfach, daß mein Bruder unschuldig ist.«

»Aber das muß sich doch vor Gericht herausstellen.«

Er ballte die Faust. »Eine Zündschnur drunter, das wäre das Beste für die Bande! Die Gerichte? Glauben sie vielleicht, daß sie einen solchen Angeklagten freisprechen dürfen?«

Sie schwiegen. Großmutter Ducourant saß auf einem Schemel und weinte.

»Ich wollte sie nur fragen«, sagte Ducourant plötzlich, »ob Sie mir für den Zaun eine Rolle Draht beschaffen könnten, ziemlich neuen und ohne Stacheln, damit man nicht gleich sieht, daß es Heereseigentum war.«

Das würde schon gehen, meinte Spanek. Frau Ducourant sagte, er könnte doch jeden Nachmittag hereinkommen und eine Tasse Kaffee bei ihnen trinken. Er versprach, das zu tun.

»Und wenn sie Kerzen haben ... wir sind so arm ... und Streichhölzer und Seife ...«

»Ja, ja«, sagte Spanek hastig, während er sich überlegte, woher er das alles nehmen sollte. Er beschloß, den englischen Fourier anzubetteln. Der sagte: »Patterdeal

soll Dir was geben.« Patterdeal war gerade in guter Stimmung, in Ausgehmontur, und in Gedanken schon im Estaminet Trois Fleurs. Er gab eine ganze Kiste Seife her.

Jeden Mittag nahm Spanek nun ein Stück mit hinüber zu den Ducourants. »Aber gut verstecken!« sagte er. Frau Ducourant legte es lächelnd in einen Kasten, der so aufbewahrt wurde, daß er wie ein Teil der Wand erschien.

Bald darauf traf er die Familie in großer Bestürzung an. Leutnant Framery war dagewesen und hatte verlangt, daß die Bude abgerissen und das Material herausgegeben werde. »Wir flehten ihn an«, berichtete Ducourant, »und da schlug er vor, wir sollten ihm hundert Francs zahlen, dann wolle er noch mal ein Auge zudrücken.«

»Haben Sie gezahlt?«

»Was wollte ich denn machen? Ich habe ihm versprochen, das Geld in drei Tagen zu beschaffen. Da muß eben die Kuh wieder fort ... Es gibt ja nun endlich Frieden, da werden sie wohl alle hier rausgehen, die hier nichts zu suchen haben, und dann wird es auch für uns besser sein, wenn Ihr Deutschen mal bezahlt.«

»Wenn aber die Deutschen nicht unterzeichnen?«

Er wich zurück. »Das müssen Sie doch, um Gotteswillen. Sie sind doch besiegt!«

»Und wenn es mal wieder einen Krieg gibt?« fragte Spanek schnell und unruhig.

»Ja – was dann? Da hilft ja alles nichts. Am Ende sind die oben doch klüger als wir und wissen besser, was richtig und notwendig ist. Da werden wir wohl alle wieder mitgehen.«

Spanek senkte den Kopf. Seine Lippen waren plötzlich ganz rauh und trocken. Sie mit der Zunge anfeuchtend, wiederholte er tonlos: »Da werden wir wohl alle wieder mitgehen ...?«

Krieg im Frieden. Die Essener Ostertragödie 1923
Erlebnisbericht von Erik Reger (1937)

Es soll Frühling werden. Ostern steht vor der Tür. Aber noch grünt in den Anlagen der Stadt nichts anderes als die Trauerweiden, mit einem melancholisch gelblichen Schimmer, der sich in das Bild eines verhangenen, Graupeln und Schneeflocken unwirsch tanzen lassenden Himmels ohne Widerspruch fügt. Die Natur scheint so wenig wie die Weltgeschichte einen Ausweg zu wissen aus dem dunklen Winter, der über Europa hereingebrochen ist und zu seiner Beendigung nichts brauchte als das Licht der Vernunft.

Aber Licht ist überhaupt ein seltener Artikel geworden bei uns. Wir haben kein Gas, keine Elektrizität. Oder nur stundenweise, und das gerade dann, wenn es niemand benötigt. Kohlen sind da, um beschlagnahmt zu werden. Kabel, um abgeschnitten zu werden. Beschlagnahmte Kohlen dienen als Reparationen, durchgeschnittene Kabel als Repressalien. Die Wörter gleichen sich wie ein faules Ei dem anderen. Die Begriffe, die sie darstellen, lassen sich ad usum Delphini vermengen. Seit drei Monaten bemühen sich bei uns im Ruhrgebiet französisch-belgische Truppen, in diese Vermengung das rechte diplomatische System zu bringen. Wir sind vom übrigen Deutschland durch einen Zollkordon abgeschnitten, die Eisenbahn ist in fremder Regie, vom Lande selbst der passive Widerstand organisiert.

Auf dem Weg zur Kruppschen Fabrik treffe ich täglich fast die gleichen Bilder: vor Lebensmittelgeschäften lange Schlangen, die seit den Nachtstunden, manchmal schon seit dem Abend vorher auf Kartoffeln warten; eimer- und wannenbeladene Karawanen, die von einem zum anderen Stadtviertel ziehen, um Wasser zu holen,

weil in ihrem Wohnblock die Leitungen gewaltsam abgestellt sind; seltsame Kolonnen von Poilus, in den Händen Pinsel und Gefäße mit flüssigem Teer, eifrig die Häuserwände absuchend nach aktivistischen Plakaten, um sie zu überschmieren; Patrouillen, die Autos anhalten und untersuchen, und andere, die auf heimliche Kohlenfahren Jagd machen; Posten, die mit gefällttem Bajonett nach Personalausweisen fragen oder an gesperrten Straßen Passierscheine beäugen – kurzum, all das, was zur Fortsetzung des Krieges mit sogenannten friedlichen Mitteln unerlässlich ist.

Alarmsirenen ...

In den letzten Märztagen sind die Straßen, die ich zu gehen habe, leerer als sonst. Es hat ein Anschlag auf eine Eisenbahnbrücke stattgefunden, zur Strafe darf in den angrenzenden Revieren von abends acht bis morgens acht niemand aus dem Hause.

Karsamstagmorgen. Ich bin etwas früher im Büro, um die eingelaufenen Depeschen zu sichten und einschlägiges Material herauszuziehen. Im Ruhrgebiet sind fast alle deutschen Zeitungen verboten. Zur Unterrichtung der Belegschaft läßt Krupp, wie die meisten anderen Werke, ein tägliches Nachrichtenblatt zum Aushang an den Fabrikatoren drucken. Der Druck geschieht in der eigenen Graphischen Anstalt, mit der Ur-Redaktion bin ich betraut. Um halb neun habe ich sie beendet. Unter den Meldungen ist wenig Erfreuliches. Sie betreffen abwechselnd Beschlagnahmen von Kohlenhalden, Ausweisungen, Verhaftungen, Kriegsgerichtsurteile.

Ich mache mich fertig, um ins Hauptverwaltungsgebäude zu gehen, wo der Entwurf des Mitteilungsblattes in einer Sitzung mit den zuständigen Direktoren durchgesprochen wird. Auf der Treppe hält mich der Hausmeister auf.

»Da wäre noch die neueste Nachricht: die Kruppsche Autohalle ist von französischen Soldaten besetzt worden.«

»Latrinenparole?«

Er macht sich stramm. »Na, mich kennen Sie doch. Wenn ich was sage, ist es so gut wie amtlich, sonst sage ich schon gar nichts.«

Trotzdem halte ich es für richtig, Erkundigungen einzuziehen. Telefonisch ist es nicht möglich. Niemand weiß Genaues, aber irgend etwas Wahres muß daran sein. Die Autohalle selbst antwortet nicht, der Betriebsrat, heißt es, ist bei der Direktion.

Ich habe noch keine zehn Schritte auf der Straße gemacht, als die Fabriksirenen zu heulen beginnen. Zuerst einzeln, unregelmäßig, dann zusammen und im Gleichklang wie ein Orchester, dessen Instrumente sich aufeinander eingespielt haben. Ein schaurig aufrüttelnder Ton, der ins Blut geht und jedem offenbar macht, daß Gefahr im Verzug ist und die Stunde ein Zusammenbeißen der Zähne verlangt – Bekundung des Willens, aber auch Zucht und Vermeidung von Unbesonnenheiten.

... und was sie bedeuten.

Ich sehe, wie die Fabrikhöfe und Tore in der Nähe lebendig werden. Die Arbeiter bilden Gruppen, formieren sich zum Demonstrationmarsch. Man weiß ja, was die Sirenen zu bedeuten haben. Seit Beginn der Besetzung ist es stillschweigende Übereinkunft, daß im Falle des Eindringens fremder Soldaten die Belegschaft alarmiert wird, um so lange ihre Arbeitsstätte zum Zeichen des Protests zu verlassen, bis der letzte Soldat sich wieder außerhalb des Werkes befindet. Man hat von vielen derartigen Fällen gehört. Es haben auf Hütten und Zechen große Demonstrationen für den friedlichen Gedanken stattgefunden, daß unter Bajonetten nicht gearbeitet werden kann, und es ist nirgends zu irgendwelchen Gewalttätigkeiten gekommen. Krupp freilich hat bisher

noch nichts dergleichen erlebt. Nicht, daß er ganz verschont geblieben wäre. Aber es handelte sich um kleinere Fälle, die bei der Riesenhaftigkeit des Betriebes nicht ins Gewicht fielen. Auf einem Lagerplatz war eine Patrouille aufgetaucht, in einer Werkstatt war ein kleinerer Koksbestand auf Militärwagen geladen worden, ein offenbar irrtümlich betretender Fabrikbahnhof schon von selbst wieder geräumt worden. Nichts Bedeutendes also – nichts von solchem Gewicht, daß größere Teile der Fabrik hätten aufgerufen werden müssen zum Protest. Aber diesmal, die Kraftwagenhalle, das ist etwas anderes. Erstens befindet sie sich im Zentrum der Fabrik, wohin bisher keine Soldaten vorgedrungen waren. Zweitens sind Kraftwagen für den Betrieb eine Notwendigkeit, für die Produktion sowohl wie für die Lebensmittelversorgung der Zehntausende von Arbeitern, denn die Eisenbahn fährt ja nicht mehr, wenigstens nicht mit deutschen Beamten, und selbst wenn es das Gebot des passiven Widerstandes nicht untersagte, der fremden Bahnregie etwas anzuvertrauen, so untersagte es schon die rein materielle Vorsicht, denn in diesem Betrieb ist nichts so vollständig wie die Unordnung.

Ein unbestimmtes Kommando.

Unaufhörlich strömen die Arbeiter aus ihren Werkstätten, die Angestellten aus ihren Büros, lange Züge die Straße hinunter. Einen Augenblick bin ich versucht, mich ihnen anzuschließen, um gleich an Ort und Stelle mit eigenen Augen zu sehen. Aber die Druckerei wartet auf das Manuskript des Nachrichtenblattes, und außerdem könnte ich ebensogut politische Erleuchtung von Poincaré erhoffen, wie in dieser dicht und dichter werdenden Menschenmenge einen günstigen Beobachtungsplatz.

Im Hauptverwaltungsgebäude ist niemand zu sprechen. Flüchtig erhalte ich Bescheid, daß die Meldung

über die Besetzung der Autohalle noch ins Nachrichtenblatt muß. Aber in welcher Form? Und was ist überhaupt los? Später! Später! werde ich vertröstet. Alles steht zwischen Tür und Angel. Ein Kommen, Gehen, Fragen. Es ist nicht die Aufregung der Ängstlichkeit. Es ist eine begreifliche Spannung aus dem Bewußtsein heraus, daß auch diese ruhige, aber deutliche Demonstration mit-schreibt am Buch der Geschichte.

[...]

Es ist etwa sieben Uhr gewesen, als französische Abteilungen in der Autohalle und im Lastkraftwagenpark erschienen. Hier sind sie bald wieder abgezogen, aber in der Autohalle blieb ein Kommando von elf Mann, einem Unterleutnant und einem Maschinengewehr. Kennzeichnend, wie immer, die Unbestimmtheit der Befehle, dieses Hin und Her, für das vor vielen Jahrzehnten ein »Fliegende-Blätter«-Witz den Ausdruck »Rin in die Kartoffeln – raus aus die Kartoffeln« erfunden hat.

Was soll das Kommando in der Autohalle? Der Offizier hat erklärt, daß eine Kommission eintreffen soll, zu deren Schutz er bestellt ist. So hat es der Maschinengewehrschütze verdolmetscht, der ein Elsässer ist und nicht allzuviel deutsch versteht. Die Kommission hat sich noch nicht blicken lassen. Man hat dem Offizier vorgestellt, daß von diesem Eingriff Störungen der Produktion zu befürchten sind. Er hat nichts erwidert und ist dageblieben. Befehl ist Befehl, darauf versteift er sich. Die Leute vom Betriebsrat haben mit der Direktion verhandelt, und hernach sind die Sirenen gezogen worden. Sie blasen wie sterbenskrank brüllende Tiere in der Einöde.

[...]

»Wenn der Eingang der Halle nicht freigemacht wird, werden die Soldaten schießen!« schreit einer. Ist das die Meinung des Offiziers? Hat der Elsässer sich rich-

tig ausgedrückt? Der Kreis um die Einfahrt wird mühsam wieder erweitert. Der Leutnant schweigt. Der Elsässer wiederholt: »Sie müssen dort vorne an der Halle weg-rücken.« Er gibt mit keinem Zeichen zu verstehen, ob man weit genug weggerückt ist. Es wird ernster. Irgend-ein Mißverständnis kann jetzt einen Schuß auslösen.

Neue Bewegung: eine offizielle oder halboffizielle Persönlichkeit soll eingetroffen sein. Kein Franzose. Niemand vom Werk. Ein Stadtverordneter, Gewerkschafts-sekretär oder dergleichen. So wenigstens schwirrt es von Mund zu Mund. Flüchtig sehe ich seinen Kopf bei den Leuten vom Betriebsrat auftauchen. Einige gehen mit ihm weg. Von vorn kommt die Meldung durch: »Sie wollen zum General nach Bredeney fahren, um die Ab-berufung des Militärs zu erwirken.«

Eine verkannte Situation.

Plötzlich sieht einer den anderen an. Schwatzen, Singen, Rufen erstirbt in sich. Die Begleitung der Sirenen ist jäh verstummt.

Man muß sich erst wieder an den nackten Klang der Stimmen gewöhnen, das Bewußtsein menschlicher Laute ist wieder ganz auf sich selbst gestellt, und die natürliche Folge davon ist zunächst eine Dämpfung, die für Sekunden fast einer Stille gleichkommt. Und dann schwillt aus der Stille gleichsam naturhaft mächtig, so wie die Quelle aus der Erde bricht, nachdem sie eine Weile im Geröll versickert war, der Gesang des nach der soundsovielten Verordnung des kommandierenden Ge-nerals verbotenen Deutschlandliedes.

Die Spannung ist auf einen Höhepunkt gestiegen. Wir alle empfinden, daß ein Gefühl von uns Besitz er-griffen hat, das kein Zurück gestattet. Jeder ahnt, daß etwas geschehen wird. Vielleicht etwas Furchtbares. War das Heulen der Sirenen unheimlich, so ist ihr Schweigen jetzt noch unheimlicher. Man kann sich sachte davon-schleichen, noch ist es Zeit. Niemand aber tut es. Es ist

nicht Neugier oder Übermut, was die Menge zusammenhält, nichts, was einer Herausforderung ähnlichsähe. Es geht einfach nicht anders.

Warum sind die Sirenen verstummt?

Es heißt, daß die Leute vom Betriebsrat das bei der Direktion veranlaßt haben.

Langsam bricht sich die Stimme eines Mannes Bahn, eine brüchige, harte Stimme, die sich im rauhen, trockenen Lärm einer Schleiferwerkstatt gebildet hat und in Volksversammlungen zu dem gleichförmig angestregten, die Sprache schwer wie ein Werkzeug meisternden Ton gewachsen ist, der jetzt auch noch der inneren und äußeren Erregung der Stunde Rechnung tragen muß.

»Werte Kollegen! Wir können hier unsere Mission als beendet ansehen, da zweifellos die Kommission, die zur Requirierung der Automobile eingreifen sollte, nicht mehr kommen wird ...«

»Lauter! Lauter! Was soll das heißen? Wir sollen weggehen, und die Franzosen bleiben da? Wofür haben wir denn den ganzen Morgen hier gestanden? Was hat sich denn eigentlich geändert? Doch rein gar nichts! Erst wollen wir hören, was die zurückbringen, die zum General gefahren sind!«

Das ist ungefähr der Inhalt des Stimmenumults, der sich nach den ersten Worten des Mannes vom Betriebsrat murrend erhebt, unruhig, schweifend, wie fernes Grollen an einem gewittrigen Horizont.

»Die Militärabteilung, die hier zugegen ist ...« Das geht unter im Geschrei. Neue, durchdringende Rufe: »Lauter! Ausreden lassen! Ruhe! Nichts verstanden!«

Ein steifer schwarzer Hut erscheint nun über den Köpfen vorn am Tunnel. Sie haben den Sprecher auf die Schultern gehoben. Er ist klein, ein rasiertes, vom Leben nicht wohlwollend gezeichnetes, mit Sorgen gute Bekanntschaft haltendes Gesicht.

»Die Militärabteilung, die hier zugegen ist, hat ja keinerlei Auftrag, die Requirierung der Automobile vorzunehmen, sondern die hat nur die Aufgabe, die Halle zu besetzen.«

Aber seine Worte, gesprochen in der Absicht, die Kundgebung für beendet zu erklären, verfehlen ihre Wirkung. Der Widerspruch wächst. »Das Militär soll abziehen!« Das Gedränge wird beängstigend, der Druck kommt nicht mehr allein von rückwärts, noch schlimmer von den Flügeln. Der Offizier blickt abwechselnd auf den Mann vom Betriebsrat und auf seine beiden Wachposten, bei denen jetzt auch der Elsässer steht. Der fängt den fragenden Blick seines Leutnants auf, hört kaum auf das, was der Mann vom Betriebsrat zur Menge spricht – sie sehen alle nur das angestrengte Auf-die-Leute-Einreden, sehen das geräuschvolle Übergreifen der Flügel, das die vorn am Eingang des Tunnels Stehenden wie mit einer Zange faßt, in dem Offizier mag bereits die unglückselige, das Bild mißdeutende Vermutung aufgekeimt sein, der Mann vom Betriebsrat wäre dabei, Öl ins Feuer zu gießen –, und da ruft der stümperhafte Dolmetscher – aus Unfähigkeit gutgläubig? aus Aufgeregtheit kopflos? aus eingefleischtem Haß bewußt verdrehend? Diese Fragen werden wohl ewig offen bleiben – er ruft also tatsächlich seinem Leutnant und den Kameraden zu:

»Der Deutsche hat den Leuten draußen gesagt: die Franzosen wollen, daß wir wegrücken, aber Sie müssen ganz dicht an die Garage kommen, daß keine Franzosen herauskönnen ...«

Und die Hysterie dieses Ausrufs trifft zusammen mit dem Augenblick, wo die vernünftigen Leute, die bisher den freien Kreis vor dem Tunnel verteidigt haben, von den vorgreifenden Scheren der Ungebärdigen erdrückt zu werden drohen, wo sie nachgeben, wo ein exaltierter Mensch, der ganz wie ein Geisteskranker aussieht, wirren

Auges, gleichsam beschwörend, mit den Armen fuchtelte, ob aufreizend oder besänftigend, das kann jeder anders auffassen, aber schon ist er verschwunden, schon ist die Menge in einen Wellengang hineingeraten, der die vorderen Reihen bis hart an das Tor des Tunnels spült, schon knallt ein Schuß, eine Lampe klirrt, tack, tack, das Maschinengewehr ...

Die Katastrophe.

Wilde Flucht. Kugelhagel. Von Mauern, Zäunen purzeln sie herunter. Tödliche Leere zeichnet den Straßenlauf. Das Maschinengewehr, nach vorn gebracht, rattert sein böses, zerschmetterndes Tack, Tack. Sinnlos wütet der Schütze gegen die Rücken der Fliehenden, bestreicht die Straße von rechts nach links, soweit das Schußfeld reicht, gerade als ob er das erproben wollte.

Und dann? Einmal muß er ja aufhören. Der stiere Blick wird langsam wieder sehend werden. Er wird sich auf das Pflaster richten, wo das Blut rinnt und die getroffenen Körper verzucken. Und dann? Der Pulverdampf verzieht sich, der erhitzte Gewehrlauf ist stumm. Jetzt muß der Augenblick kommen, wo selbst im Mörder Menschlichkeit erwacht. Nun? Sie nehmen das Maschinengewehr auf und ziehen ab, ohne sich umzusehen. Niemand behelligt sie – es gibt auch wahrhaftig anderes zu tun, dafür haben sie gesorgt.

Rechts am Tunnel, der Mann, der da an der Erde liegt, die Hände auf der Brust gekreuzt – tot. Daneben einer, das Gesicht zur Erde gekehrt – tot. Andere, die kein Glied mehr rühren, aber vielleicht noch leben. An den Zaun gepreßt noch einer, der sich das Bein mit der Hand hält und mit den noch freien Gliedmaßen fortrutschen will. Wie hingeschleudert, ein Knäuel Menschen, unter dem Bäche Bluts hervorrinnen.

Von allen Seiten füllt sich die Straße wieder. Sie füllt sich mit einer düsteren Geschäftigkeit. Mit einem trau-

rigen Leben, das nach Toten sucht. Tragbahnen, Ambulanzen, Krankenwagen, Hilfsbereite. Rasch und schweigend gehen sie ans Werk. In diesem Augenblick fragt niemand nach den Schuldigen. Nicht nach der Politik Poincarés. Nicht nach einem Befehlshaber, der den Leutnant mit seinen zehn Soldaten einfach hat sitzen lassen. Nicht nach dem Offizier, der nicht eine Anfrage riskieren wollte, ob man ihn vergessen hat. Nicht nach dem Elsässer, der mit seiner mangelhaften Sprachkenntnis so viel Verwirrung stiftete. Jetzt gilt es nur, Hilfe zu bringen, wo Hilfe noch möglich ist. Allzu viele werden es leider Gottes nicht sein. Einundvierzig werden aufgelesen. Nur dem dritten Teil davon traut das Auge noch ganz sicheres Leben zu.

Berechtigte Erregung macht sich Luft ...

Aber da tönen Hupen die Straße hinauf, die nicht nach Krankenwagen klingen. Zwei Autos in schneller Fahrt – Franzosen. Was wollen die? Einerlei, nur durch dürfen sie nicht. Hier nicht, wo die Opfer ihrer Kugeln liegen. Sie dürfen nicht! Barriere über die Straße – die Autos prallen auf.

»Gebt die Wagen ab zum Verwundetentransport!«

»Nein.«

Sie machen Miene, weiterzufahren. Und jetzt – jetzt wird nach dem Schuldigen gefragt. Es gibt keinen anderen zulässigen Gedanken mehr. In dem biedersten, sanftmütigsten der Arbeiter kocht das Blut. Hier trägt er sterbende Kameraden fort – gestorben durch die da –, und sie hocken im Auto wie die Grandseigneurs, die das nichts angeht, was sich röchelnd im Kot der Straße wälzt. Sie wollen ihr feines Auto nicht beflecken lassen vom Blut, das sie vergossen haben? In solchen Fällen ist Fragen und Antworten, Denken und Handeln auch bei den Besonnensten eins. Ein Krach, ein Knall – das feine Auto ist nicht mehr. Das Dach ist geplatzt, die Scheiben zer-

klirrt, die Polster zerfetzt. Das Werk einer Sekunde. Gesprochen wird nichts.

[...]

Um die Mittagsstunde tönen noch einmal die Fabriksirenen – ganz kurz und fast feierlich dunkel in der eingetretenen Totenstille. Sie kündigen nur an, daß sämtliche Betriebe zum Zeichen der Trauer und des Protestes geschlossen werden. Gearbeitet hat ohnehin niemand mehr. Die Sirenen bestätigen bloß eine schon vollendete Tatsache – das scheue Gemurmel, die trüb gespannten Mienen der überall herumstehenden Gruppen.

An den Toren ist das Nachrichtenblatt angeschlagen – niemand liest es. Letzte Nachricht: »Heute früh um sieben Uhr wurde die Kruppsche Autohalle von einem französischen Kommando, bestehend aus einem Offizier und zehn Soldaten nebst Maschinengewehr besetzt. Die Arbeit wurde zum Zweck einer Protestkundgebung niedergelegt.«

Es steht da, in fetten Lettern, schwarz auf weiß, verödet und grauenhaft lächerlich. Das Schicksal ist darüber hinweggegangen. Es steuert jetzt die grauen, mit dem roten Kreuz gezeichneten Wagen zum Krankenhaus. Einer nach dem anderen fährt dort vor. Grauensvoll, wie vor einem Feldlazarett nach der Schlacht.

Abends zählt man elf Tote. Von den siebzehn Schwerverletzten müssen zwei noch sterben. Die übrigen haben leichtere Verletzungen und können nach kurzer Behandlung aus dem Krankenhaus entlassen werden.

Osterglocken läuten. Düstere Stille brüdet über der Stadt. Die Tage gehen hin, eine weiße, kalte Sonne scheint zwischen Eiswolken, die der Nordwind jagt.

Im Krankenhaus erscheint eine französische Kommission. Generalarzt, Adjutant, ein weiterer Offizier und ein Dolmetscher. Sie gehen hinein, die unvermeidliche Reitpeitsche in der Hand, mit arroganten Gesichtern – Sieger, die sich mit Bagatellen nicht aufhalten können,

aber einen Befund bei den Akten haben müssen.

»Die Leichen dieser Leute wünschen wir zu sehen ...«

Der Chefarzt der chirurgischen Abteilung und sein Assistent schreiten stumm voraus über die Gänge zur Leichenhalle. Elf Bahren – oben im Saal liegen zwei der Opfer gerade im Todeskampf.

Der Leichendiener lagert die Toten um, so wie es der Generalarzt haben will.

Namen werden aufgerufen – die eintönige Stimme des schreibenden Adjutanten wiederholt sie.

Kopf-, Rumpf-, Oberschenkelschüsse.

Einschuß Beugeseite linker Oberschenkel, Ausschuß Vorderseite.

Einschuß linkes Schulterblatt, Ausschuß Brust.

Und ähnlich so noch zweimal.

Daran ist nicht zu deuteln. Viermal gibt der Generalarzt zu, daß die Kugeln von rückwärts getroffen haben.

Der fünfte. Einschuß rechte Nackenseite, Ausschuß linkes Auge.

[...]

Dramatische Momente ...

Das ist also der Gerichtshof. Ein Oberst, mir markantem, nicht der Menschlichkeit entbehrendem Gesichtsausdruck, führt den Vorsitz. Die vier Beisitzer: kluge, aufmerksame Köpfe.

Rechts von ihnen der Staatsanwalt, im Range eines Kapitäns, von erpresserisch advokatischer Schärfe und jener überhasteten Wachsamkeit, die – nicht gerade im Vertrauen auf ihre felsenfeste Sache – immer auf Schwächen oder Lücken in der Verteidigung aus ist, sogar auf die Gefahr hin, der Intelligenz eine Blöße geben zu müssen. Ihm gegenüber der Tisch der Verteidiger. Unter ihnen der heroisch geprägte Kopf des Genfers Moriaud.

Wenn die Angeklagten hereinkommen, erheben sich die anwesenden Deutschen von den Sitzen. Der Präsident tut, als bemerke er es nicht.

[...]

Auf die Aussage eines Photographen, daß die Franzosen die Autohalle verließen und fächerartig in die fliehende Menge hineinschossen, springt der Staatsanwalt eilfertig auf:

»Soll das heißen, daß von rückwärts auf die Leute geschossen wurde?«

»Ja, in die fliehende Menge hinein. In den Rücken, ja.«

Der Staatsanwalt beantragt die Verlesung des Gutachtens der französischen Ärzte. Darin heißt es, daß von elf Toten neun von vorn oder der Seite getroffen seien, und nur zwei im Rücken.

Der Genfer Moriaud blättert vieldeutig lächelnd in seinen Akten. Was mag in ihm vorgehen? Dasselbe wohl wie in uns allen. Wenn das ganze hier ein Film wäre, dann würde jetzt das Bild überblendet werden und ein Protokollauszug auf der Leinwand erscheinen:

»Ja, es stimmt. Das macht fünf von elf.«

Und dazu die nachdenklich-ärgerliche Stimme des inspizierenden Generalarztes (mit Großaufnahme des irritierten Gesichts):

»Oui, c'est juste: ça fait cinq à onze.«

Auf welchem dunklen Wege mögen sich wohl die Zahlen des Gutachtens verändert haben?

[...]

Um den Namen des französischen Volkes

Die Alten haben der Göttin des Rechts eine Binde um die Augen gelegt. Sie hatten einen hohen Begriff von ihrer Aufgabe und Bedeutung.

Am Morgen des vierten Tages erhebt sich der Staatsanwalt zu seinem Plaidoyer – und in der Art, wie er es tut, liegt so viel tartüffischer Zynismus, daß sich unwillkürlich die Vorstellung meldet: jetzt fällt der Themis die Binde von den Augen. Der Gerichtshof ist nicht mehr blind. Sehend ist er auch nicht. Er schielt – nach Paris.

»Die Angeklagten sind Verbrecher!«

Wie eine Fanfare durchschmettert es den Raum.

Und dann, unerbittlich, schneidend, Satz auf Satz. Nur: das Gespielte verrät sich. In Behauptungen, die dadurch nicht beweiskräftiger werden, daß sie klar und eindeutig aneinandergereiht werden. An Stelle des Beweises, wo er gefordert wird, eine neue Behauptung: es ist erwiesen, daß ...

Das Strafmaß? 55 Jahre Gefängnis insgesamt, dazu 450 Millionen Mark in Geld.

»Was das angeklagte Betriebsratsmitglied betrifft, so überlasse ich die Bemessung der Strafe dem Gericht.«

Verbeugung vor der Arbeiterschaft. Glacéhandschuhe. Ausgelegter Köder.

»Können Sie glauben, daß die Besetzung der Werkstatt durch französische Soldaten gegen die Freiheit der Arbeiter gerichtet war?« hat der Präsident einen Zeugen gefragt, der berufsmäßig Arbeiterinteressen vertritt.

»Die Arbeiter sind der Meinung, Sie arbeiten nicht, wenn Besetzung kommt, ob sie gehindert werden oder nicht.«

Eine klare Antwort. Aber der Staatsanwalt weiß es besser: es ist ein Komplott der Kruppschen Direktoren. Er endet mit einem Hohn, den schon die Selbstgefälligkeit seines Vortrags zunichte macht – aber er kennzeichnet die damalige Zeit:

»Meine Herren Richter, während sich die Tragödie unter ihren Augen abspielte, standen die leitenden Personen und ihr Chef an den Fenstern mit jenem Lächeln, das wir kennen: es ist jenes Lächeln, mit dem die deutschen Generale der Verbrennung unserer Dörfer zuschauten! Bei solchen Ereignissen halten sie Sitzungen ab, anstatt zu erröten über die tragischen Vorfälle, die sie

organisiert haben! Das Haus Krupp und seine Chefs haben den Tod der 14 unglücklichen Arbeiter verschuldet durch ihre mächtige Organisation, die jedermann im Ruhrgebiet kennt, durch ihre Flugblätter und durch die Anordnungen des 31. März! Die Leiter des Werks kümmern sich überhaupt nicht um die sogenannte friedliche Demonstration! Herr v. Bohlen, die Direktoren, alle hätten sie eingreifen können, aber bei dieser tragischen Entwicklung der Ereignisse blieben sie untätig und uninteressiert! Ein Schleifer wurde von ihnen für geeignet befunden, eine Menschenmenge im Zaum zu halten und zu beruhigen, aber er beruhigte sie nicht, er hetzte sie auf! Die Angeklagten freizusprechen würde bedeuten, daß ihnen erlaubt wird, neue Verbrechen vorzubereiten durch Machinationen, durch Flugblätter, durch ähnliche Anordnungen!«

Was sollen die Verteidiger auf diese Sprache erwidern? Es wäre nicht schwer, in den gleichen Ton zu verfallen. Aber sie lassen sich nicht reizen. Gründlich, eindringlich, sachlich ist ihr Vortrag. Der Genfer Moriaud indessen, mit der Würde des Alters und dem inneren Feuer der Jugend, darf beschwörend die Hände erheben.

»Zu meiner inneren Bewegung,« beginnt er, »kommt noch die große Hochachtung, die ich für Sie, meine Herren Offiziere, für Ihre Armee und für Ihr Land habe, das ich zu wiederholten Malen mit ganzem Herzen verteidigt habe, und dem wirklich zu dienen ich heute wieder überzeugt bin, indem ich Sie vor einem Irrtum warne, den zu begehen man von Ihnen verlangt.«

Mit steigender Erregung folgt ihm der Staatsanwalt. Er notiert und notiert. Der Bleistift läuft über das Papier. Es ist, als ob selbst dieses tote Stück in der nervösen Hand des Schreibers den tiefen Eindruck fühle, den die Worte des Schweizers auf den Gerichtshof machen, und als ob er gezwungen wäre von unsichtbaren Mächten, dem entgegenzuarbeiten.

Mit edler Freiheit und tiefempfundener Wärme schließt Moriaud:

»Ich habe nur an Ihren klaren Verstand, an Ihre Vernunft und an Ihre Gerechtigkeit appelliert. Ich habe alle Fragen politischer Natur beiseite gelassen, sie mußten in dieser Verhandlung fern bleiben. Ich hätte zu Ihnen sprechen können von der Notwendigkeit eines Zusammenarbeitens, die jeder begreift, von dem Einvernehmen, das Schwierigkeiten ein Ende bereiten möchte, an deren Folge die ganze Welt zu leiden hat.

Ich hätte Ihnen die Anschauung zum Ausdruck bringen können, daß in einem Augenblick, wo die Möglichkeit einer Verständigung noch nicht ausgeschlossen ist, es verhängnisvoll wäre, die Gefahr einer öffentlichen Erregung zu laufen, welche eine Verurteilung heraufbeschwören würde, die gesetzlich in keiner Weise gerechtfertigt erscheint.

Ich habe dies alles unterlassen, weil ich für die Sache, die ich verteidige, die Gerechtigkeit und das Recht besitze, und ich habe das unumschränkte und unerschütterliche Vertrauen, daß französische Richter die Gerechtigkeit über alles stellen, daß Gewalt weder herrschen kann noch herrschen soll.

Und Ihre Gerechtigkeit, meine Herren, wird zu der Achtung zwingen, auf die Sie Anspruch haben.

Herr Präsident, meine Herren!

Am 10. April gab eine ungeheure, andächtige und durch würdiges Verhalten eindrucksvolle Menge den mit Blumen bedeckten Särgen der unglücklichen Opfer des Tages vom 31. März das Geleite zum Friedhof.

Das war wiederum eine friedliche Kundgebung, es war das letzte Kapitel dieser tragischen Ereignisse. Die heutige Verhandlung ist deren Epilog. Möchten Sie durch den Urteilsspruch, um den ich Sie bitte, möchten Sie durch diese Freisprechung, die Sie verkünden sollen, dieses traurige Kapitel Geschichte schließen.«

Kaum wartet der Staatsanwalt das letzte Wort ab, zitternd hält er sein Blatt mit den Notizen in der Hand, er steigert sich zu höchster Erregung. Maßlose Strenge wirft man seinen Anträgen vor? Und dabei hat er nur Gefängnis gefordert, wo die Verordnungen Todesstrafe und Zwangsarbeit vorsehen!

»Im Namen des französischen Volkes beschwöre ich den Gerichtshof, dem Freisprechungsantrag der Verteidigung entgegenzuwirken!«

»Meine Herren Richter!« läßt sich die in sich selbst gefestigte, durch ihre unerschütterliche Milde starke Stimme Moriauds noch einmal vernehmen, »der Herr Regierungskommissar hat Sie soeben daran erinnert, daß Sie Ihren Urteilsspruch im Namen des französischen Volkes abgeben. Ich freue mich deswegen, denn ich weiß, daß das französische Volk vom Rechts- und Gerechtigkeitsgefühl durchdrungen ist und daß es nicht dulden würde, daß man eine Verurteilung Unschuldiger ausspricht. Das französische Volk, meine Herren, hat stets seinen Drang nach Gerechtigkeit gezeigt. Es würde durch eine Verurteilung nicht befleckt werden wollen.«

»Dies ist eine Beleidigung!« ruft der Staatsanwalt. »Ich verlange die Zurücknahme des Ausdrucks!«

»Um einen Zwischenfall zu vermeiden, nehme ich das Wort zurück,« sagte Moriaud. »Aber ich verstehe nicht, wie es mißgedeutet oder mißverstanden werden kann, sein Sinn ist klar, ich verkünde es laut, daß das französische Volk jeden Rechtsirrtum mißbilligt, daß es vor allem die Wahrheit will.«

Nichts regt sich auf den Mienen des Gerichts. Nicht das mindeste Zeichen von Zustimmung ist zu lesen. Stumpf wie immer blicken die Gesichter der Soldaten, die waffenstarrend die Bank hinter den Angeklagten einnehmen.

Und doch hat man das Gefühl, daß in den Herzen ein zages Echo nicht unterdrückt werden kann. Und deshalb allein, nicht als oratorisches Meisterstück, sondern weil sich darin in der Form eines schlichten Appells eine weltgeschichtliche Situation abzeichnet, der sich erst viel, viel später einige der besten Geister Frankreichs nicht mehr verschließen, deshalb verdient die Rede Moriauds der Vergessenheit entrissen zu werden.

Parisia locuta, causa – non finita

Aber das Gericht darf danach nicht urteilen. Der Bogen, auf dem die Strafen stehen – vielleicht rinnt noch der Schweiß vom Gesicht des Kuriers, der ihn aus Paris gebracht hat.

»Ich sage sonst nichts. Die Gerechtigkeit, die ich von Ihnen fordere, verlangt das Urteil der Ehrlichkeit, um das ich Sie gebeten habe. Ich habe Vertrauen zu dieser Gerechtigkeit ...«

Die letzten Worte des Genfers Moriaud verklingen im Raum. Die Abendsonne scheint schräg durch die Fenster. Stille tritt ein.

»Wünschen die Angeklagten noch etwas zu erklären?«

»Nein.«

Der Reihe nach. Fünfmal fest und deutlich: »Nein.«

Was wäre auch noch zu sagen?

Die Richter bedecken den Kopf. Marschschritt von Soldaten.

»Die Angeklagten sind in das Gefängnis zurückzuführen, der Gerichtshof zieht sich zur Beratung zurück ...«

Die Schatten der Dämmerung breiten sich aus, auf allen Straßen sammeln sich Soldaten – »um den Versuch einer Demonstration im Keime zu ersticken«. Auch der Präsident richtet als erstes, nachdem der Gerichtshof zurückgekehrt ist, eine Warnung an die Zuhörer. Die Strafen

sind zum Teil noch drakonischer als beantragt. Zwanzig Jahre, fünfzehn Jahre, zehn Jahre ... Nur der Mann vom Betriebsrat kommt mit sechs Monaten davon. Und dabei soll er angeblich derjenige gewesen sein, der die Menge aufgereizt hat ... Durchsichtig, höchst durchsichtig. Er war eben auch da nur der Verführte ...

Über die Erde, die sich langsam vom Lärm des Tages erholt und die genossene Sonnenwärme widerstrahlt, ergießt die Stille des Sommerabends ihren blauen Duft, den Balsam der Blüten, des jungen Laubs, und das Gelock der Vögel im Geheimnis der Büsche.

Paris hat gesprochen, die Sache ist erledigt. Wirklich?

Wir gehen nach Hause. Zwanzig, fünfzehn, zehn Jahre Gefängnis ... das ist eine lange Zeit. Ein politischer Richter sollte solche Zahlen nicht aussprechen. Die Wandlungen der Geschichte erfolgen rascher, ihre Jahre sind kürzer, unermüdlich webt sie ihr Band.

*

Keine drei Jahre waren seit diesem Tag vergangen, als die Franzosen das Ruhrgebiet räumten. Längst befanden sich die Verurteilten in Freiheit. Es war wie ein Nachhall der denkwürdigen Worte des Schweizers Moriaud, als bei der Einweihung eines Denkmals für die Karsamstag-Gefallenen der Essener Oberbürgermeister Bracht dem Wunsche Ausdruck gab, daß die kriegerische Auseinandersetzung zwischen zwei Nachbarvölkern ein für allemal einer abgeschlossenen Epoche angehören möchte.

Auch heute noch mag es nicht viel mehr als ein Wunsch sein – aber die Stimme verhallt nicht mehr, sie ist nicht mehr vereinzelt, nicht mehr bloßer Gedanke der Besten Europas, sie zeugt fort und fort, sie erfaßt die Völker. Und wenn wir heute der Geschichten gedenken, die sich vor fünfzehn Jahren ereigneten, so tun wir es nicht, um vernarbende Wunden aufzureißen, sondern um den fortschreitenden Gang der Geschichte zu bewundern,

dessen Ergebnisse wir allzuleicht als Selbstverständlichkeit hinnehmen, wenn wir die Schwierigkeiten des Ausgangs vergessen haben.

Bei Kilometer 208

Naturgeschichte einer Brücken-Montage

I.

Die neue Brücke, die sich seit einiger Zeit im Bau befand, hatte von der alten vielleicht zwanzig Meter Abstand. Der Strom floß an dieser Stelle glatt und breit dahin, und die langen Wellenzüge der Schleppschiffe berührten kaum seinen Rand. Eine weiße Tafel zeigte in großer, schwarzer Schrift die Kilometerzahl 208.

An beiden Ufern war ausgedehntes Flutgelände, wo im Sommer die Kühe weideten und die Korbflicker Weidenruten schnitten. Zuweilen stieg hier auch ein Paddler mit seiner Begleiterin an Land, um abzukochen. Viel verkohltes Reisig lag im Gestrüpp, an dessen Spitzen noch Stroh und Unrat von der letzten Überschwemmung klebte, und im seichten Wasser trieben Konservendosen ab und auf, ab und auf, wie der Wind sie drehte.

In einiger Entfernung verlief die Landstraße. Bis in die nächsten Dörfer war ein Fußmarsch von anderthalb Stunden.

Zwanzig Meter stromabwärts stand die alte Brücke, die von den Zügen nur mit halber Geschwindigkeit befahren werden durfte. Sie war nicht auffällig, was die Güte des Stahls oder des gemauerten Fundaments betraf; aber ihre Tragfähigkeit entsprach nicht mehr den Lasten, die heutzutage über die Schienen rollen.

Die Uferbauten der neuen Brücke, die über zahlreiche, mit schmutzigem Grundwasser gefüllte Tümpel führten, und die vier westlichen Öffnungen der eigentlichen Strombrücke waren vollendet. Der Ingenieur hatte Befehl gegeben, die eisernen Gerüststützen nunmehr zwischen den Pfeilern einzusenken. Da er schnell erkannt hatte, daß der Schwerpunkt der Arbeiten auf der Ostseite liegen müsse, hatte er von vornherein hier sein

Standquartier genommen: nicht wie ein General, der seine Truppen aus der Ferne dirigiert, sondern wie ein Patrouillenführer, der die Gefahr erforscht.

Sein Büro befand sich auf einer Schotterhalde und war von riesigen Materialhaufen halb eingemauert. Er hatte dort ein paar zuverlässige Angestellte sitzen, so daß seine Anwesenheit zwischen den Akten im allgemeinen entbehrlich war. Es hatte ihn einige Mühe gekostet, den Plan seiner Direktion, ihn an das Fernsprechamt einer Poststation anzuschließen, niederzuschlagen; er schätzte die Möglichkeit so enger Verbindung mit den Verwaltungsmenschen nicht an einem Ort, der keine Ratschläge, sondern Arbeit forderte. Er kannte die Schwierigkeiten seiner Aufgabe und dachte keinen Augenblick daran, mit ihnen zu kokettieren. In den Jahren, die er im hohen Norden auf Montage unter Schneestürmen und Eisstürzen zugebracht hatte, war ihm klar geworden, wie wenig man mit den verbrieften Charaktereigenschaften seines Berufs beginnen kann. Er hatte erfahren, wie eine geringfügige Temperaturschwankung alle auf Weitblick und kluge Voraussicht gegründeten Dispositionen zerstören konnte. Er hatte gelernt, wie man den Zufällen begegnet, die nirgends ernstere Folgen haben als in diesem auf die Exaktheit seiner Kalkulationen stolzen Fach.

Es gab Kollegen, die sich rühmten, die Zufälle stets in Rechnung zu stellen. Er hielt nichts davon. Er wußte, daß einer dieser Weitblickenden, als das in Rechnung gestellte Tauwetter eintrat, noch durch Eisbröckchen ratlos gemacht wurde, die sich außerhalb jeder Rechnung in einem Gleisdreieck eingeklemmt hatten. Seine sparsamen Berechnungen stimmten meistens, weil Wahrscheinlichkeiten nicht darin vorkamen. Er arbeitete mit Tatsachen und überwand jede neue Tatsache, eben das, was andere den Zufall nannten, durch die Genauigkeit seiner plötzlich einsetzenden Arbeit.

Die Kurve seiner Überlegungen folgte der Kurve der äußeren Vorgänge, rasend, unerbittlich; aber er duldet nicht, daß sie ihr jemals um die kleinste Spanne voraus war. Wenn die Kollegen sagten: »Der Ingenieur muß wissen, was kommen kann«, so antwortete er: Der Ingenieur muß wissen, wie er sich umzustellen hat – was immer geschehen mag.«

[...]

III.

Die beiden Mitarbeiter, ein Assistent und ein Meister, waren nach dem Grundsatz des Ingenieurs ausgewählt, daß der Vorgesetzte im Parallelogramm der Kräfte ein physikalisches Paradoxon sei. Nur der Vormund, behauptete er, stelle einen zusätzlichen Wert dar; wobei er diesen Begriff wörtlich nahm, im Sinne eines Mannes, der vor anderen den Vorzug hat, einen Mund zu besitzen, durch welchen er die stumme Kraft der Unmündigen aufschließt und in einer erwünschten Sprache zum Reden bringt. Er war egoistisch genug, dabei ebenso sehr an sich selbst wie an seine Arbeiter zu denken, nur daß er dort den Zweck, den technischen Effekt, hier die Illusion, das Spiel persönlicher Gedanken, im Auge hatte.

Der Assistent war ein stiller Mensch, in seiner geistigen Haltung Typus der Jugendbewegung, Vegetarier, zwischen Doktrin und Leben stehend, und bei jedem Vermittlungsversuch stolpernd; der Meister redselig, bieder, und befähigt seinen Mangel an theoretischem Fundus durch die Fülle an Erfahrung und gesundem Menschenverstand zu kompensieren. Diese Wahl des Ingenieurs war das Ergebnis einer genauen Berechnung, in der er nicht vergessen hatte, auch sich selbst als unbekannte Größe einzusetzen. Er war sicher, daß die Gleichung, wenn sie in bezug auf seine Person aufgehen würde, auch auf die gemeinschaftliche Produktivität zutreffen müsse.

In der Kantine hatten die drei ihren besonderen Tisch, der auf einem Podium in der Nähe der Theke stand und weiß gedeckt war. Hierüber hatte indessen eine Debatte stattgefunden, da der Assistent es für unschicklich hielt, vor den Arbeitern etwas voranzuhaben, wenn man es ihnen nicht verberge. Entweder müsse man die Mahlzeiten im Büro einnehmen, wo ja auch ihre Feldbetten stünden, oder man müsse die Gesellschaft der Arbeiter gänzlich meiden oder sich mitten unter sie begeben. Beide Wege seien gleich sauber; welchen man einschlage, richte sich nach dem Geschmack.

»Nein«, sagte der Ingenieur, »Sie sind im Irrtum. Das erste würde zu falschen Gerüchten, das zweite zu falschen Vertraulichkeiten Anlaß geben. Das erste wäre Hochmut, das zweite Herablassung; gleich unwahr und gleich verwerflich. Der Arbeiter hat einen außerordentlichen Instinkt für Nuancen. Er wäre der erste, der die sozialen Unterschiede, ließen sie sich überhaupt aufheben, wiederherstellen würde. Er hat nicht nur einen Klassengeist, er hat auch einen Klassendünkel, der innerhalb der eigenen Klasse wieder Kasten aufrichtet. Sie kannten noch die Unteroffiziere der alten Armee: sie waren schlimmer als die Offiziere. Sie kennen unsere Betriebsräte, unsere Angestellten, unsere Vorarbeiter, unsere Meister – von denen der unsrige eine Ausnahme ist: wie sie Distanz nach unten halten, mehr als irgendein Direktor, relativ gesprochen, sie hält.«

»Aber das liegt nur am System, an der Erziehung.«

»Das ist eine andere Frage. Wir stehen hier dem gegenwärtigen Zustand gegenüber, nicht seinen Ursachen oder seinen Änderungsmöglichkeiten.«

»Ich habe mal unter einem Betriebsführer gestanden«, sagte der Meister, »der wollte als Kamerad unter seinen Leuten leben. Er aß, schlief und kleidete sich wie die Arbeiter, nannte sie Kollegen und verteilte, was er von seinem Gehalt übrig behielt, unter ihre Familien.

Die Meinung über ihn war verschieden; die einen sagten, er wolle sie verhöhnen; die anderen, er sei nicht richtig im Kopfe; die dritten, er sei ein Heuchler, der unter dieser Maske um so besser die arbeiterfeindlichen Maßnahmen der Direktion auszuführen gedenke. Niemand fand die Sache in Ordnung, am wenigsten freilich die Direktion. Er war der einzige Betriebsführer, der für seine Arbeiter nichts durchzusetzen vermochte. Gesuche um Urlaub oder Lohnerhöhung, die glatt bewilligt wurden, wenn sie der erbärmlichste Menschenschinder weiterleitete, wurden ihm abgeschlagen. Sein Betrieb hatte die höchste Revisionsziffer. Eines Tages wurde ihm von einem Kesselschmied, der – so streng wurden kleine Verfehlungen nur in diesem Betrieb geahndet – entlassen werden sollte, weil er bei der Torkontrolle ein Paket Nägel in der Tasche stecken hatte, die Schädeldecke zertrümmert.«

»Sie sehen daran,« sprach der Ingenieur, »wie notwendig es gerade im Interesse einer Änderung der Dinge ist, daß man nicht aus der Reihe tanzt, so lange diese Ordnung noch besteht.«

»Aber unser Tisch sieht aus wie ein Stammtisch,« erwiderte der Assistent.

»Ihre modernen Lebensformen in Ehren, wiewohl ich sie bestenfalls neuromantisch finde; aber ein Stückchen Kitsch, ein Stückchen Philister, ein Stückchen Stammtisch muß der Mensch sein eigen nennen, um dort, wo es darauf ankommt, radikal sein zu können.«

»Übrigens wird Ihre Bouillon mit Ei keinen Neid erregen,« meinte der Meister. »Ein Arbeiter, der auf Montage ist und Geld verdient, weiß auch gut zu leben. Jedermann kann sich hier ein Tischtuch auflegen lassen; aber Sie werden sehen, daß sie es gar nicht wollen. Das ist nun einmal so.«

Der Tisch hieß bei den Arbeitern vom ersten Tag an der Generalstabstisch.

[...]

Der Ingenieur war erregt. Er fühlte den Übergang vom Tag zur Nacht mit der Festigkeit einer mathematischen Formel. Die Muskeln, die er die Technik des Geistes nannte, wurden abgelöst von den Nerven, die er als Technik der Seele bezeichnete. Die Sinne vertauschten demgemäß ihre Funktionen. Man roch die Schwärze der Luft, man schmeckte den elektrischen Strom in den Drähten, man hörte die Stille der menschlichen Körper, man sah den beschleunigten Puls der Maschinen.

Der Ingenieur sprach nicht gern über diese Wahrnehmungen. Er konnte, wie sehr er sich anstrengte, nicht unterscheiden, ob es unbestechliche Beobachtungen oder unkontrollierbare Gefühle waren; und da er die menschlichen Gefühle nur als Schwindelunternehmungen tierhafter Instinkte betrachtete, und aus Erfahrung wußte, wie wenig die Menschen zu beobachten gewohnt sind, so teilte er sich niemand mit und beließ es bei diesem Zwielficht, das so wohl tat.

Gelegentlich jedoch tastete er einmal bei dem Meister vor, indem er ihn fragte, ob ihm nicht aufgefallen sei, wie die Nacht alle Geräusche vereinige, um sie zu mildern; wie das Stampfen und Dröhnen, das Stoßen und Schlagen in einem entfernten Rumoren zusammenlaufe, und die natürliche Stille sozusagen als schalldämpfende Filzwand wirke.

Der Meister war nicht verlegen. Das sei immer so, erwiderte er, wenn ein Gewitter heraufziehe. Dabei machte er mit dem Kopf eine Bewegung zum Ufer hin, wo flüchtiges Wetterleuchten den Wolken entlanglief. Gegen diese Erklärung wagte der Ingenieur keinen Einwand.

So gingen die Tage hin, und so wuchs die Statik der Brücke aus der Dynamik des Arbeitsplatzes. Ferne Gewitter hinterließen langgestreckte Wolkenbänke am Horizont, von wo manchmal ein plötzlich auffahrender

Sturm kühle Regenspritzer dahertrug. Es war nichts Ernstliches. Alsbald wurden die Wolken dünn und hoch und verfärbten sich, erst stahlblau, dann gelblich und zuletzt ganz weiß. Um die Sonne herum blieb noch lange ein milchiger Dunstkreis liegen. Abends kroch der Nebel aus den Niederungen in breiten Schwaden den Fluß hinauf, fest geballt und von rauchigem Geruch. Morgens wogte er in erschreckten Fluchtscharen vor der Sonne her und stürzte sich schließlich von der Brücke aus ins Wasser.

In der Frühe eines solchen zwischen Melancholie und Heiterkeit verharrenden Morgens vernahm man, durch das dumpfe Röhren der vor Anker liegenden Schiffe hindurch, einen langen, schrillen Akkord, der eine Folge von kürzeren, zirpenden Tönen mit sich riß; so wie es mitunter bei Güterzügen vorkommt, die mit den Rädern in scharfen Kurven schleifen. Von den Brückengerüsten her schob sich eine Pyramide eiserner Masten nach dem freien Wasser hin vor. Nach einer Weile knackte oben eine hart angezogene Bremse. In die plötzliche Stille hinein hörte man das hohe Flöten eines Elektromotors, der sich anschickte, seine Tourenzahl zu verdoppeln, und das Gerassel von Ketten, das an den Nebelwänden ein hallendes Echo weckte. Als die Sicht klarer geworden war, bemerkte man auf den oberen Gerüstgurten einen riesigen Träger, der sich von der Pyramide getrennt hatte und schräg vorgefallen war. Von hinten warf sich eine rollende Kette über seine Spitze und schwankte tief herab, in den leeren Raum.

Endlich erkannte man deutlich die ins Ungeheuere wachsenden Umriss der Montagekräne, deren Ankerpunkte nun schätzungsweise dreißig Meter über dem Wasserspiegel lagen. Bis zur Spitze durfte man noch mindestens zwanzig Meter zugeben. Bei dieser kolossalen Höhe wirkten sie schlank und leicht, beinahe zart, als

schwebten sie, unberührt von den Gesetzen des Schwerkrafts, wie kühne Gedanken eines freien Geistes, jenseits der Schranken dieser Welt.

Sie waren in den folgenden Wochen der Mittelpunkt. An ihren Ankerhaken hingen die großen Arbeitsbühnen, die mit voller Mannschaft von Träger zu Träger fuhren und mühelos, einem geschickt gesteuerten Schiffe gleich, von einer Seite zur anderen drehten. Es gab keinen mehr da oben, der zu sagen gewußt hätte, wo eigentlich sein Arbeitsort war, oder wo er in der nächsten Minute sein würde; das Werkzeug, an das er sich gerade gewöhnen wollte, wurde ihm im folgenden Augenblick entrissen und durch ein anderes ersetzt, dessen Form und Art zu begreifen er kaum die Zeit hatte. Es ging zu wie bei einem Stafettenlauf: von den unteren Gurten zur Fahrbahn; vom Bohrer zur Feile; hin und zurück, nach dem umgekehrten Prinzip des fließenden Bandes, und mit erhöhter Geschwindigkeit.

Die Menschen hielten den Atem an und ließen es geschehen, wie die Werkzeuge langsam in ihr Gehirn drangen und die Glieder dirigierten; wie der einzelne Mann, und was er tat, scheinbar zur mechanischen Funktion erstarrte, die ihn in einem Zug an die Materie preßte und von ihr distanzierte. Die Arbeiter sagten: »Die Seele wird einem aus dem Leib gerissen« – aber in der Zeit, die nötig war, um dies auszusprechen, hatte es schon einen anderen Sinn bekommen, als ihm ursprünglich zgedacht war. Sie spürten eine großartige Verwandlung in sich selbst. Sie erhitzen sich an der Schnelligkeit des Vorgangs. Das Blut brauste wie im Geschlechtsrausch. Ein brandiger Geschmack war auf der Zunge. Sie fühlten sich in einem schwer und leicht, straff und entspannt.

»Es kocht in den Ohren,« schrie der Meister, »aber man möchte lachen und johlen und verrückt werden!«

Der Ingenieur kam dicht an ihn heran und erwiderte sachlich, als fasse er das Ergebnis einer wissenschaftlichen Analyse zusammen: »Ich nenne das: die Phantasmagorie der Wirklichkeit. Masse Mensch als Masse Arbeit.«

Von den vorbeifahrenden Schleppern blickten die Matrosen fassungslos die wirren Verschlingungen dieser eisernen Konstruktionen an. Der Steuermann von »Hella VII«, der einmal der Obduktion einer gelandeten Leiche beigewohnt hatte, nannte den Ingenieur, der oft, unbeweglich wie ein Standbild, auf der letzten Sprosse der äußersten Leitern zu sehen war, nie anders als den »Bauchaufschlitzer«. »Das sieht da drinnen aus wie in den Gedärmen eines Menschen,« erklärte er. »Und akkurat so wie das Denkmal da oben stand der Gerichtsdoktor vor der Leiche, der er den Bauch aufgeschnitten hatte.«

[...]

Viele lagen draußen in den Wiesen oder am Fluß, wo sich immer etliche Frauenzimmer aus der fast fünfzehn Kilometer entfernten Stadt herumtrieben. Auch Bauernmädchen kamen, die Sonntags auf den dörflichen Tanzböden ihre Bekanntschaften gemacht hatten. In der Atmosphäre des Lagers, und im Umgang mit ihren kundigen Geschlechtsgenossinnen aus der Stadt, verfielen sie sehr bald der Prostitution.

Im Ufergebüsch, eine Viertelstunde stromaufwärts von den Baracken, war eins jener fliegenden Bordelle, wie sie in der Umgebung von Kasernen bekannt sind, mit festen Regeln und festen Preisen. Halbe Nächte lang war dort Betrieb. Wenn es draußen nicht warm genug war, schliefen die Mädchen mit in der Baracke. Wer nicht mitmachte und diese Weiber verschmähte, dachte doch nicht daran, ihnen es zu wehren oder es dem Meister zu stecken, die Beteiligten waren dafür bekannt, daß

es nicht ratsam war, sich in ihre Handlungen einzumischen, und übrigens störten sie den Schlaf der anderen nicht. Zwischen beiden Teilen herrschte jene kameradschaftliche Zurückhaltung und Delikatesse, die auch unter Arbeitern das Ergebnis einer stummen Feindseligkeit ist, welche kraft des gesellschaftlichen Reglements nicht zum Ausbruch kommen darf.

Diese Frauen wurden, ob sie gebraucht oder zurückgewiesen wurden, von allen mit größter Verachtung behandelt. »In einem animalischen Organismus hat man für die Lage der Schwachen und Ausgestoßenen kein Verständnis. Der Arbeiter verwöhnt die Minderwertigen seiner Klasse nicht wie das Bürgertum die der seinen. Er verspottet und tyrannisiert sie. Dirne ist ein bürgerliches Wort. Wenn der Arbeiter ein käufliches Weib Hure nennt, so ist es noch eine Zärtlichkeit. Niemand ist gegen Klassengenossen grausamer, verständnisloser und moralstrenger als er, denn das Los, unten zu stehen, ist leichter zu ertragen, wenn man sich einbildet, daß es noch eine tiefere Stufe gebe, gegen die man ein Ehrengesetz anwenden könne. Die ängstliche Absonderung des Arbeiters vom Lumpenproletariat, das sich mit wenigen Ausnahmen aus Angehörigen seiner Klasse rekrutiert, ist erschütternd.« So erklärte es der Ingenieur. Auch der Assistent mußte zugeben, daß der Arbeiter, der sich selbst als Produkt und Objekt der kapitalistischen Ordnung betrachte, offenbar kein Gefühl und keinen Gedanken für die Herkunft jener Unglücklichen und für die Ursachen ihres Gewerbes habe.

»Dieser und jener hat es gewiß,« entgegnete der Ingenieur. »Aber im ganzen sieht die Arbeiterschaft darin zweifellos weit weniger ein Problem als das Bürgertum.«

»Ja,« sagte der Meister, »wenn unsereiner sich die geringste Nachlässigkeit in der Anrede erlaubt, sind sie bis aufs Blut verletzt. Aber wenn sie von so einem Mädchen etwas wollen, dann sagen sie bloß: Komm her, du Sau.«

Eines Tages erschienen mehrere Bauernjungen auf der Bildfläche, denen die Bräute durchgegangen waren. Es war Löhnung gewesen, und in der Kantine war viel getrunken worden. Die Rottenarbeiter hatten früher Feirabend und beschlagnahmten einige der Mädchen für sich; außerdem wurden sie der Preistreiberei bezichtigt.

Alle diese Umstände wirkten zusammen, daß eine gefährliche Schlägerei mit Bierflaschen, Stöcken und Messern entstand, die ziemlich lange anhielt. Der Assistent flehte den Ingenieur an, einzugreifen oder wenigstens die Zuschauer, die wie sachlich interessiertes Publikum eines Boxkampfes herumstanden, zum Einschreiten aufzufordern.

»Mit welchem Recht? In solchen Klassenkämpfen ziemt uns strikte Neutralität.«

»Lieber Gott, dieser Brückenbau zerstört alle meine Ideale!«

»Er ist für sie sozusagen ein Erziehungsroman.«

»Und für uns eine Naturgeschichte,« ergänzte der Meister.

[...]

Der Assistent fragte um diese Zeit den Ingenieur, ob er an den Einweihungsfeierlichkeiten teilnehmen werde.

»Es fährt ein Probezug mit dem Verkehrsminister, dem Generaldirektor und den Direktionspräsidenten der Bahn, etlichen Polizeipräsidenten, Oberpräsidenten, Regierungspräsidenten, Landeshauptleuten, Abgeordneten, Handelskammerpräsidenten ...«

Der Assistent hielt sich die Ohren zu, aber der Ingenieur nahm ihm die Hände weg und sprach ruhig weiter.

»Hernach gibt es ein Bankett ...«

»Schrecklich! Man wird Sie hoch leben lassen!«

»Warum nicht? Von allen, die man dort, der Rangliste nach, feiern wird, habe ich es ohne Zweifel am meisten verdient.«

»Das ist keine Frage ... Aber Sie brauchen diesen Beifall nicht.«

»Weil ich ihn nicht brauche, kann ich ihn nicht vertragen. Für die anderen ist es eine anstrengende Zeremonie, für mich ist es ein unterhaltsamer Witz. Nichts wäre dümmer, als wenn wir uns vor Fräcken und Zylindern zurückzögen. Eine offizielle Rede ist nur für den, je nach Temperament und Neigung, entsetzlich oder erschütternd, der glaubt, daß er des Redners eigene Worte hört. Wenn man weiß, daß der vortragende Rat oder der Pressechef die Rede aufgesetzt hat, ist sie im Bösen und im Guten ohne Reiz.«

»Wenn ich die kauenden Backenknochen sehe, die fettigen Gläser, die pomadisierten Haare, die an Ölgehalt mit dem Geschwätz wetteifern, und dann an den Schweiß und den Schmutz und die Werkverbissenheit der Leute denke, die dort auf den Gurten ritten und ans Eisen angewachsen waren wie Mazeppa an sein Pferd – dann wird mir übel.«

»Entschuldigen Sie – aber was Sie jetzt sagen, ist dasselbe Geschwätz wie das, welches Sie verabscheuen, nur ins Negative gewendet. Hören Sie. Ich habe bei der Direktion darauf gedrungen, daß auch Sie, unser Meister und unser Vorarbeiter dabei sind, und ich muß sagen, ich habe wenig Widerstand gefunden. Es ist eine Geste, natürlich, ich weiß, was Sie einwenden wollen, aber miteinander sind Gesten nützlich. Weshalb sollen wir sie unter sich lassen? Meister, was meinen Sie?«

»Ich esse nicht alle Tage gebratene Kapaunen, da werde ich mir die Gelegenheit, denen einen wegzuessen, die es alle Tage tun, nicht entgehen lassen.«

Der Ingenieur lachte. »Also kommen Sie. Betrachten wir die Sache als den Anfang einer Expropriation der Expropriateure, bei der noch einige wohlgesetzte Leichenreden von denen, die begraben werden sollen, gratis verteilt werden.« [...]

Ein Gewitter zieht in der Ferne vorüber. Man hört den Donner, bald stärker, bald schwächer. Abgesprengte Sturmböen nähern sich. Der Fluß ist dunkelgelb beleuchtet und hat erregten Wellengang. Wie der gefährliche Schleppzug schräg hinübersetzt, hat der Ingenieur das Gefühl, als schwanke die Brücke, wie ein Landesteg, von einer Seite her.

Plötzlich, mitten in einen breit herrollenden Donner hinein, gibt es einen furchtbaren Krach im Gebälk, und gleich darauf einen zweiten auf dem rechten Kahn.

Die Brücke rutscht nach der Seite ab. Durch die Erschütterung wird der Ingenieur umgeworfen, fällt mit dem Kopf auf eine Gitterplatte und ist nahe daran, die Besinnung zu verlieren. Er richtet sich jedoch augenblicklich auf, die Schläfen schmerzen, er taumelt wie ein Betrunkener über das Fahrbahngerippe und springt, vom Wind aufgefangen und getragen, zwischen das Gerüst.

Die Arbeiter rennen zum Achterbord und stürzen kopfüber in die nachfahrenden Rachen, mit denen sie eilig seitab rudern. Der Meister, zunächst von den anderen mitgerissen, macht sich frei und bleibt bei den Steuerleuten stehen, die sich nicht von der Stelle rühren und nur auf die Bewegung der Kähne achten, ohne Empfindung für das, was auf ihnen geschieht. Er dreht sich um und begreift nicht die völlig unmenschliche Gelassenheit dieser Leute, als er sieht, was vorgefallen ist.

Von zwei Abstützungsposten haben sich die Köpfe verschoben. »Wahrscheinlich infolge seitlichen Strebedrucks,« denkt der Meister mechanisch. Die nun ungleichmäßig gewordene Belastung des Kahnbodens hat die Wände ausgeknickt. Der Kahn hängt tief, das Gerüst droht auseinanderzubrechen.

»Wir sacken ab!«

Das Motorboot mit dem Filmoperateur fliegt mit voller Kraft vorbei und saust den Schiffen fast in die Flanke, dreht aber im letzten Augenblick scharf ab.

Die Dampfer stoppen. Drei kurze Notsignale. Der überschüssige Dampf bricht tobend aus. Der Meister brüllt fortwährend durch die hohle Hand übers Wasser.

Schnell ordnet sich die Verwirrung, die entflohenen Rachen sammeln sich.

»Die Brücke stürzt ins Wasser!«

»Wo ist der Ingenieur?«

»Versteifungen her!«

Alle rufen durcheinander. Dazwischen heult der Sturm. Das Wasser ist ganz schwarz, die Luft ist gelb und riesig gedrückt. Hagelkörner schlagen wie Schrapnellkugeln ins Holzwerk ein.

Plötzlich ist der Ingenieur da. Die Leute wissen schon nicht mehr, daß sie ihn vermißt haben. Sie bemerken ihn kaum, als sie ihn wieder erblicken. Der Meister befiehlt, als habe es nie einen verantwortlichen Ingenieur gegeben, die Aussteifungsarbeiten. Mit nachtwandlerischer Sicherheit laufen die Arbeiter, schwere Holzbalken über den Schultern, das schmale Seitenbord entlang, das vom Wasser überspült wird. Der Ingenieur sieht schweigend zu. Es ist nichts zu sagen; er muß nur den Moment abpassen, wo die schlimmste Gefahr beseitigt ist. Denn wenn der Meister einmal im Zug ist, dann macht er so etwas gleich so stabil, daß es noch zwei Tagereisen zu Wasser aushalten kann, und nicht bloß die halbe Stunde, bis drüben die mächtigen Kranarme zupacken können.

Also nimmt der Ingenieur eins von den Fähnchen, die zur Verständigung mit dem Kapitän der Schleppdampfer bestimmt sind, an die aber bei der Flucht vor dem Tod niemand gedacht hat, und gibt das verabredete Zeichen:

Volldampf voraus!

XV.

An den Fenstern der Züge standen die Reisenden Kopf an Kopf und diskutierten eifrig über den seltsamen Anblick der schwimmenden Brücke. Sie beglückwünschten sich gegenseitig dazu, daß sie in einem so gewaltigen Zeitalter lebten, und fühlten sich persönlich am Triumph der Technik beteiligt.

Da in jedem Menschen Rudimente eines Kriegsberichterstatters schlummern, wären sie sich wahrscheinlich als ebenso große Helden vorgekommen, wenn sie Zeugen der Katastrophe geworden wären, die sich auf dem Fluß vorbereitet hatte. So aber hatten sie nicht einmal eine Ahnung davon und der kleine Umstand, daß der Meister im Augenblick der größten Bestürzung drei Schritte zu wenig gelaufen war – so viel Raum trennte ihn noch vom Sprung in den Rettungsnachen –, dieser kleine Umstand war schuld, daß die Rotationsmaschinen der Weltpresse von dem Ereignis keine Notiz nahmen. Es ist die Tragik des rasenden Reporters, daß die interessantesten Katastrophen diejenigen sind, die verhindert werden, bevor er auch nur erfährt, daß sie im Bereich der Möglichkeit lagen.

Nachmittags sagte der Ingenieur zum Assistenten: »Was Ihre Konfrontation von Technik und Natur betrifft, so ist mir wenigstens klar geworden, daß sie über die endgültige Abdankung des Individuums entscheidet. Der Mensch wird ummontiert, zum Gebrauchsgegenstand. Zwar wird immer der Gedanke und die Energie eines einzelnen notwendig sein, um das Werk der Gesamtheit zu retten; aber dieser einzelne ist in jeder Minute durch einen anderen ersetzbar, und also eigentlich kein einzelner mehr. Nie bin ich so überflüssig gewesen wie heute.«

»Aber ist es nicht ein Zufall, daß Sie einen Meister haben, der fähig ist, für Sie zu handeln? Ist es nicht selbst dann noch ein Zufall, wenn man annehmen darf, daß Sie diese Fähigkeit vorher berechnet haben?«

»Nein«, erwiderte der Ingenieur. »Vielmehr war es ein Zufall, daß der Meister und nicht ein anderer handelte. Wenn eine epidemische Krankheit ausbricht, gibt es immer Leute, die davon verschont bleiben. Eine Panik ist nichts anderes als eine Epidemie. Es ist ein Gesetz, daß, wo sich ein plötzlicher Schrecken verbreitet, mindestens einer vernünftig bleibt. Wäre es der Meister nicht gewesen, der vielleicht nicht einmal aus dem Pflichtgefühl des Vorgesetzten handelte – was übrigens keine Herabsetzung seiner Qualität bedeuten würde –, so hätte der Nächste gehandelt: und jeder, bis zum letzten Handlanger, kann in diesem Sinn der Nächste sein.«

Ruhrprovinz

Um bessern Schlaf zu erzielen, werden die Zimmer schwarz angestrichen. In solchen Zimmern werden auch die erregtesten Kranken von einer großen Müdigkeit befallen.

Notiz einer Ruhrzeitung unter »Vermischtes«.

Eine chaotische Landschaft, in der sich Mietskasernen, Schornsteine, Sportplätze, Zechentürme, Parkanlagen, Aschenhalden, Villen in Barockmanufaktur, Gartenlokale, Hochöfen, burgenhafte Fabrikfassaden und Kolonien im Schwarzwälder Puppenstil unaufhörlich durcheinander schieben. Eine chaotische Landschaft, in der Handelskammern, Gewerkschaften, Industriellenverbände, Bürgervereine, Pressechefs und Kulturdirektoren am gleichen Strang ziehen, um den düstern Alltag zu verschönern und das barbarische Konglomerat der Einwohner mit Kultur zu beglücken.

Eine sogenannte amerikanische Entwicklung: wie Detroit vom Jargon der eingewanderten Rumänen, Ungarn, Italiener beherrscht wird, so verdanken die Ruhrstädte ihr Wachstum der ostpreußischen, sächsischen, württembergischen Invasion, die von einer Industrie, deren Bedarf an billigen und unterwürfigen Arbeitskräften unerschöpflich war, mit allen Mitteln eines patriarchalischen Manchestertums unterstützt wurde. Unter dem Einfluß einer beispiellosen Konjunktur auf dem Eisen- und Kohlenmarkt sind über Nacht aus Ackerdörfern große Städte geworden. Aber der Charakter der alten Ackerdörfer hat sich hier in jenem geistigen Typus erhalten, der Lodenjoppen, Jägerhemden und Hüte mit Rasierpinseln trägt und sich aus Minderwertigkeitsgefühlen heraus um das Großstadtideal müht. Nun, die Einwohnerzahl, die Häusermasse, der Ehrgeiz, die Spekulation

mit einer wirtschaftlichen Produktivität, die zu einem erheblichen Teil auf einem Geschenk der Natur beruht: das schafft keinen Ersatz für Selbstbewußtsein, Freiheit, Grazie, Charme. Der Mangel an Großstadtsubstanz verursacht jene innere Unsicherheit, die in fieberhaftem Betätigungsdrang einen Ausgleich sucht. Das öffentliche Leben an der Ruhr vollzieht sich daher auf Grund von Fiktionen. Man läuft hinter den Größen der Vergangenheit mit Superlativen der Bewunderung her: wo keine Überzeugung ist, hört die Überlieferung niemals auf. Tradition heißt hier: das Renommee der Ahnen. Gegenwart: Legende. Das tausendjährige Reich: der Großvaterstuhl, und was fürs Gemüt dazu, sei's ein schöner Sonnenuntergang aus der alten Düsseldorfer Landschaftsmalerei, sei's ein fröhlicher Marsch von Stahlhelmen.

Eine Viertelstunde Schnellzugfahrt von Stadt zu Stadt. Fünf Viertel- und Halbmillionenstädte passiert man innerhalb einer Stunde. Dazwischen fast ein Dutzend Mittelstädte, um die wieder ein Kreis von Fabrikdörfern gestreut ist. Alle haben sie ihre Spezialitäten. Buer ist Deutschlands jüngste Großstadt, bekannt durch seinen Protest gegen Meyers Lexikon (weil darin über Buer nur zwölf Zeilen stehn), durch das Kolossalgemälde eines Kamels im Rathaussaal, eine züchtige Kleiderordnung für gastierende Sängerinnen und die nackte Göttin Hertha vor der Reichsbankfiliale. Essen hat noch seinen Krupp, aber es ist nicht mehr die Kanonenstadt, das Ziel aller Artilleriegeneräle, sondern die Möbelstadt, das Ziel aller Bräute. Mülheim hat seinen Thyssen, in den es sich mit Hamborn teilt, da ihm noch der junge Stinnes, die venezianische Stadthalle und die Ruhrdampfschiffahrt verblieben sind. Bochum hat seinen Saladin Schmitt, Oberhausen seinen Paul Reusch, den Dauerredner und Scharfmacher des Langnamvereins. Duisburg ist der größte Binnenhafen Europas, weshalb es auf dem Balkon seines städtischen Hotels ein Segelschiffchen stehen hat,

das abends grün und rot illuminiert wird. Gelsenkirchen ist die Heimat des Menschenbewirtschafters Arnhold, der jetzt Dintapäsident in Düsseldorf ist. Dortmund ist weltbekannt durch sein Bier und seine Westfalenhalle.

Mit diesen Spezialitäten hat man sich untereinander abgefunden. Außerdem hat man noch den Partikularismus. Partikularismus ist, wenn eine Stadt nicht einsehen will, daß die Hegemonie der Nachbarstadt ein Naturgesetz sei; wenn sie im Gegenteil sagt: baust du ein Hochhaus, mache ich eine Ausstellung. Die Oberbürgermeister verkehren miteinander wie weiland Eduard VII. mit Wilhelm II. Sie spielen Einkreisungspolitik. Sie stecken auf der Generalstabskarte Interessensphären ab und stellen sich gegenseitig mit Hilfe ministerieller Beziehungen die fetten Bissen aus den Landkreisen weg. Der Maßstab, der Sinn dieser Aktionen: die Eifersucht. Jeder fremde Machtzuwachs begründet eine eigne Eroberung. Wie die Schwerindustrie intrigiert, um ihren angestammten Einfluß auf die Gemeindeparlamente zu erhalten und neuen zu gewinnen; wie der Präsident des Ruhrsiedlungsverbandes seine Schachzüge macht; wie in Berlin antichambriert und geschoben wird: man muß schon an den Balkan denken, um einen Vergleich zu haben. Die Regierung nährt die Eingemeindungspsychose: ein Ablenkungsmanöver, das dazu dient, die phantastischen Dispositionen fiskalischer Kompetenzmixer zu verschleiern. Statt dieses einheitliche Wirtschaftsgebiet, das von lächerlichen Provinzialgrenzen zerrissen wird, verwaltungstechnisch umzugruppieren, zäumt man den Gaul beim Schwanz auf, indem man die Kommunen aufeinanderhetzt und sie veranlaßt, organisatorische Bindungen einzugehen, wo keinerlei organischer Zusammenhang besteht. In einem Landstrich, wo schneller und billiger Verkehr durch wohlgesetzte, das Tempo verlangsamende und eine glatte Abwicklung störende Paragraphen sogenannter Verkehrsregelung ersetzt wird, wo der

eingemeindete Landbürger einen unrentablen Aufwand an Zeit und Geld machen muß, um überhaupt in die Stadt zu kommen – in einem solchen Landstrich fehlen einstweilen die Voraussetzungen kommunaler Entwicklung.

Selbst im Herzen der großen Städte an der Ruhr bleibt die Struktur der Vorstadt entscheidend. Herannahendes Leben der Gegenwart und wiederkehrender Größenwahn der Gründerzeit, Substanz und Pathos, Dokument und Arabeske begegnen sich hier in einer unheimlichen Mischung. Die Realität stört nicht: mit nachtwandlerischer Sicherheit geht man über die Bodensenkungen in den Straßen hinweg, niemals empfindet man schiefe und geborstene Häuserwände als Gefahr; die Unterhöhlungen durch den Bergbau und die Eisenbetonkonstruktion, die ihnen trotz, liegen auf der gleichen sichern Diagonale technischen Geistes, die durch unser Zeitalter hindurchgeht. Aber die verzerrten Reflexe dieser Realität sind erschütternd. Wenn man durch die Straßen geht, hat man plötzlich das Gefühl, als hingen alle diese Dinge in der Luft, als hätten die Gebäude keine Fundamente, als hätte der graue Himmel keinen Stützpunkt. Die Erscheinungen verflüchtigen sich in Symbole. Industriekapitän: der Protegé, dem Prokura erteilt wird. Schwierige Faust: der Betriebsrat, der im Bewußtsein, eine Stufe hinaufgeklettert zu sein, die Arbeiter kokett als Kollegen anspricht. Feierabend: die Proletenfrauen, die am Fabriktor warten, bis die Männer mit der Lohntüte herauskommen.

Fährt man von Duisburg über Oberhausen nach Gelsenkirchen: wie eine Kriegslandschaft sieht es aus. Ein Gewirr verwahrloster Höfe; brauner Rasen, Wäscheleinen mit blauen Hosen und Blusen; altes Geschirr, verwanzte Matratzen, Berge von Gerümpel. Alte Leute und barfußige Kinder, die sich auf den Schlackenhalden um

Kohlenbrocken balgen. Gänseherden in grünen Tümpeln. Ein verfallender Bauernkotten: die Frau versorgt das Milchsaf, der Mann fährt mit Stielmus zu Markt, die Söhne gehen schon zur Zeche. Unternehmungslustige haben mit einer Kinderschaukel und drei Tischen unter einem kahlen Apfelbaum eine Gartenwirtschaft eröffnet. Eine Mulde: Bäume, fahl wie nach einem Gasangriff. Bretterbaracken mit Sonnenblumen und schwarzen Katzen vor den Türen: so gemütvoll ist der soziale Staat, daß er den Obdachlosen ein Idyll in Gottes freier Natur aufmacht. Und dann: Bergmannskolonien. Militärisch ausgerichtet, auf Vordermann, Tuchföhlung mittels der Kaninchenställe, die hintendran geklebt sind. Schwangere Weiber krakehlen über die Zäune hinweg. Auf den Treppen räkeln sich die Halbwüchsigen und strömen ihre in engen Schlafkammern überreizten Pubertätsgelüste in mystisch parfümierten Ziehharmonikaweisen aus.

Die Zeche ist ganz in der Nähe: Leibeigenschaft in der plausiblen Form der Bequemlichkeit. Hier kann niemand mehr entrinnen. Hier herrscht Seßhaftigkeit und Wirtschaftsfriede; aber nicht aus Gesinnung und Wohlbefinden, sondern aus Furcht und Zwang; jenem karitativ maskierten Zwang, der, wenn nicht bis zur Überzeugung, was schwer zu ergründen ist, so doch mindestens bis zur Überredung reicht, daß hier ein Geschenk gemacht sei, zu dem eigentlich keine Veranlassung bestünde; das man, wenn der Partner nicht die Verpflichtung zu ewiger Dankbarkeit eingehen wolle, ebensogut unterlassen könne.

In angemessener Entfernung, mit einer durch die Weltordnung gebotenen reduzierten Behäbigkeit, folgen die Beamtsiedlungen: auf »Romantik« gearbeitet, Türmchen im Jugendstil, Gärten mit Natur-Imitation. In der Mitte das Kasino, zur Pflege weiterer Absonderungen; davor das Denkmal des Werkgründers, der vom

Stein herunter wie ehemals das Kommen und Gehen seiner Scharen überwacht.

Das soziale Problem ist in diesem Lande durch Wohlfahrt gelöst. Wohlfahrt von der Wiege bis zum Grabe; was ich bin und was ich habe, dank ich dir, mein Vaterland. Noch beim zehnten Kind erscheint die Fabrikpflegerin, um die unerfahrene Mutter zu lehren, wie man Baby trockenlegt; die nötige Wäsche hat sie leider mitzubringen vergessen, aber bitte, der Werkskonsum hat sie vorrätig. Der Krämer sagt: Liebe Frau, das müssen Sie bei mir kaufen; die weil ich von der Gewerbesteuer geschöpft werde, zahlt der Konsum nichts, da er zum großen Betrieb gehört; der Zweck der Arbeit soll doch das Gemeinwohl sein, nicht wahr? Das ist mein Prinzip; und zum Donnerwetter, soll ich denn bloß herhalten, wenn Sie auf Pump kaufen wollen? Also geht die gute Frau hin; es gibt ja Vorschuß; gegen Weihnachten hin wird er einbehalten. Wohlfahrt ist alles. Zum Jubiläum kriegt der Arbeiter eine Ehrenurkunde von Hindenburg, zur silbernen Hochzeit ein Ständchen vom Werksgesangverein. Es ist für alles gesorgt. In einer Kolonie besteht die Bestimmung des Stifters, daß in jedem Zimmer ein Bett stehen muß. Anreiz zum Familienglück. Die Arbeitszeit beträgt neun und zehn Stunden, die Stunde zu siebzig Pfennig. Es ist für alles gesorgt.

Arbeit – das heißt hier: Beziehungen ausnutzen; ein Pöstchen bekommen; einander den »Rang« ablaufen. Nirgends wird so wenig gearbeitet wie in diesem »Lande der Arbeit«. Natürlich arbeiten die Proleten in den Fabriken und Kohlengruben. Natürlich arbeiten die Industriellen, und der Generaldirektor, der vom Klubsessel her die Geldsäcke bewacht, ist bestimmt eine legendäre Figur. Aber das tonangebende Bürgertum, ganz Würde, ganz Poesie, versteht unter Arbeit die Erhaltung des Mittelmaßes. Es delectiert sich an der Metapher vom Unternehmergeist, die eine Umschreibung

ist für die Sorge, wie man ohne Ideen und ohne Anstrengung Geld verdienen könne. Ein Zugereister braucht nur fünf Minuten früher aufzustehen und fünf Minuten länger zu arbeiten, um die Biedermänner, die nach schnell abgeschlossenen Geschäften bei opulenten Mahlzeiten ausruhen, aus dem Feld zu schlagen. Das Tempo der Eingeborenen: so etwas von phantastischer Langsamkeit kommt nicht wieder vor. Man muß sie einmal beobachten, wie sie in die Straßenbahn steigen. Erst verabschieden sie sich umständlich; dann sehen sie sich nach der Windrichtung um; auf dem Trittbrett schneuzen sie sich noch die Nase. Auf alle Fälle richten sie es so ein, daß jedem, der von Natur oder aus Erziehung flinker ist, der Weg verlegt wird.

Das Ruhrgebiet ist der in Permanenz erklärte Stammtisch. Es hat einen tiefen folkloristischen Sinn, daß der ruhrländische Gast in München so herzlich aufgenommen wird. Siebenundzwanzig Restaurants gibt es in Essen zwischen Hauptbahnhof und Rathaus: das ist ein Weg von fünf Minuten. Der populärste Mann dieser Stadt ist nicht Krupp, sondern Otto Blau, der Generalpächter der wichtigsten »Gaststätten«, wie man hier sagt. Das Wort ist außer dem Gußstahl die einzige Erfindung, die im Ruhrgebiet gemacht worden ist. Zwischen Dortmund und Essen herrscht erbitterte Fehde: um das Bier. Die Devise von Essen, Abend für Abend in Flammenschrift gegenüber dem Hauptbahnhof geschrieben: »Treibt Lokalpatriotismus! Trinkt Essener Biere!« Eine Interpellation verlangt vom Oberbürgermeister, daß er sich für den Verschleiß einheimischer Biere einsetze. Der Kampf hat dadurch eine Verschärfung erfahren, daß der Dortmunder Bürgermeister Hirsch als kluger Manager sein Groß-Dortmund eingeheimst hat. Zwar brüllte der Chor der feindlichen Pressechefs: Kunststück – wenn man sozialdemokratischer Abgeordneter im Landtag ist! Aber das war nur der Neid, daß man

nicht auch einen Sozialdemokraten im Landtag sitzen hatte.

Man ist nicht so dumm, daß man das Manko an soliden Trümpfen nicht empfände. Daher ist man doppelt arrogant, doppelt reizbar, doppelt empfindlich gegen fremde Leistung. Man fühlt sich durch die Geographie gekränkt, die behauptet, daß die schöne, historische Stadt Düsseldorf und das alte heilige Köln dem Ruhrbezirk vorgelagert seien. Man fühlt sich durch den Fremdenstrom gekränkt, der den Rhein hinaufwandert und »alte Kulturstätten« bevorzugt. Festspiele? Bayreuth und Salzburg? Das kann man auch in Bochum. Das schöne Düsseldorf? Ein originelles Verkehrsamt entdeckt das »schöne Essen«. Das ist nicht schwer. Schwerer ist der Guerillakrieg gegen die Geschichte, die Berlin zur Reichshauptstadt gemacht hat. Berlin (und Köln): das wirkt auf den Ruhrbürokraten wie das rote Tuch auf den Stier. Berlin ist der böse Geist des Ruhrreviers. Es nimmt ihm alles fort und duldet nicht, daß ihm etwas gegeben werde. Der Kurfürstendamm, aus dem bekanntlich Berlin besteht, hat nun einmal eine Antipathie gegen das »Land der Arbeit«. Deshalb hat Berlin den Konrad Adenauer in Köln gemietet und ihm den Westdeutschen Rundfunk in die Hände gespielt, um die Ruhr aus dem Gedächtnis der Menschheit auszulöschen. Es ist nur ein Treppenwitz der ausgleichenden Gerechtigkeit, daß die kerndeutschen Eichen von der Ruhr es nicht vier Wochen aushalten können, ohne die Berliner Sünden, zu Studienzwecken natürlich, gekostet zu haben; daß sie aus Mangel an eignen Ideen darauf angewiesen sind, Berlin zu kopieren. Nichts erscheint erstrebenswerter als die Imitation der Weltstadt-Mondänität. Da die dazu nötige repräsentative Gesellschaft fehlt, hält man sich an dem Anhang von fünfhundert Männergesangvereinen schadlos. Der liedertafelnde Spießher hat hier noch seine mythologischen Zeiten.

Diesem Talmiluxus, dieser falschen Vornehmheit entspricht das geistige Gesicht: Kolportage mit psychologischer Vertiefung, Witzig, wie man auch hier immer fünf Minuten zu spät kommt und gerade über das Trauerspiel zu weinen beginnt, wenn der Vorhang über einer Komödie aufgeht. Hier ist die Tanz- und Gymnastikepidemie aus den Jahren 1920/23 augenblicklich auf dem Höhepunkt. Hier werden jetzt Diskussionen über Wedekind geführt. Hier können bankerotte Erfinder Sensation machen, wenn keine Illustrierte mehr fünfzig Pfennig für ihr Bild bezahlt. Hier wird ein Film aktuell, wenn niemand sonst ihn mehr sehen mag. Hier goutiert man die großen Kanonen, die anderwärts ihr Pulver verschossen haben, und katzbuckelt vor ihren Provinzstarlaunen. Und wenn die heutige Generation schon graue Haare haben wird, dann wird man hier vermutlich heftig fordern, daß sie berücksichtigt werde.

Man hat eine Arbeiterdichtung, eine Industriemalerei gegründet. Es ist die alte Butzenscheiben- und Goldschnittlyrik, es ist die alte Landschaftsmalerei, nur mit umgekehrten Vorzeichen. Es greift nicht in die Atmosphäre hinein, es spiegelt nicht das Dämonische, Gefräßige. Man verehrt den großen Arbeiterdichter Christoph Wieprecht: eine christlich-nationale Metapher. Man verehrt den großen Graphiker Kästelhön: kunstgewerbliches Geschmäcklertum. Man verehrt den großen Architekten Fahrenkamp: die letzte Stufe der historisierenden Architektur. Sie alle leben nur von imaginären Widersachern, die ihre großen Leistungen zu verheimlichen bestrebt sind; und von den Stammtischcliquen der Provinzler, die weniger harmlos als die der Kleinstädter sind: hier wird zur öffentlichen Aktion, was dort Privatklatsch bleibt.

Man hält auf Fassade. Im Theater wird für eine Kreuzung zwischen Meinungen und Reinhardt geschwärmt. Die Foyers sind bevölkert von Greisen aller Geschlechter und Altersstufen. Man erschrickt vor dieser Kollektion

von Provinzgesichtern: wie der Ausflug eines Kaffeekränzchens sieht es aus. Kuchenhyänen, die, bevor sie zur Hölle fahren, noch schnell etwas für ihre Bildung tun wollen; vollbusige Ehemänner, die mit unnachahmlicher Grazie die galanten Kavaliere spielen; blonde, behütete Gänschen mit ein bißchen Klavierspiel, Aquarellmalerei, rhythmischer Gymnastik und Seele. Eine vergreiste Jugend, die schon ihren Parkettplatz hat. Der Olymp ist leer. Wo ist die wirkliche Jugend? In den Kinos, wo die im Reich abgespielten Militär- und Rheinfilme laufen? In den Varietés, wo nicht die unsagbar provinziellen Programme das Peinliche sind, sondern die Ambitionen, die Allüren, womit sie in Szene gesetzt und geschleckt werden? In politischen Diskussionsabenden? In didaktischen Kursen? Auf den Sportplätzen? Daheim auf dem Sofa – und was liest sie da? Immer noch Hanns Heinz Ewers? Oder schon Klaus Mann? Wo ist sie? Wer sammelt sie?

Denn irgendwo hinter dieser jungen Generation im Magazinformat ist sie – die wahrhafte Jugend des Industriebezirks, die Jugend ohne Kulturpathos, ohne die Ethik der »ewigen Werte«; die unassimilierte, produktive Jugend, die es nicht nötig hat, mit technischen Vokabeln und Requisiten zu prahlen, weil sie Wirklichkeitssinn hat und die Mechanik der Maschinenzeit durch Selbstverständlichkeit überwindet. Sie hervorzulocken, ihre Energien in Stoßtrupps zu verwerten – es bleibt eine Hoffnung.

Kulturpolitik an der Ruhr

Hundert Jahre liegt die *Entdeckung* des Ruhrgebiets zurück. Diese Periode, wo sich wirtschaftlicher Besitz und proletarische Kasernen akkumulierten, schloß mit dem Weltkrieg ab. Äußerlich turbulent, innerlich brüchig, war sie unglücklich und gefährlich. Sie trägt alle Merkmale imperialistischer Kolonisationsmethoden, ökonomisch, sozial, kulturell. Zuletzt war man schon übersättigt und setzte sich behäbig zur Ruhe. In der Industrie bildete sich eine Beamtenhierarchie, die der Staatsbürokratie in nichts nachstand. Die Arbeiterschaft erneuerte sich nicht, sie formierte sich innerhalb der Werke zu einer großen, geruhsamen Familie; das System des patriarchalischen Manchestertums bestimmte schon dem Säugling seinen Posten im Betrieb. Die zugewanderten Ostpreußen, Sachsen, Württemberger akklimatisierten sich, vermischten sich mit den Einheimischen, die ihrerseits wieder aus rheinischen und westfälischen Elementen bestehen. Rheinische Lebenslust und westfälische Verschlossenheit sind eine eigentümliche Ehe eingegangen; Karneval und Liedertafeln spielen eine ebenso große Rolle wie konservatives Ethos und Behaglichkeit der vier Wände. Es wird viel gegessen und getrunken. Alle diese Momente sind einem intensiven geistigen Leben natürlich abträglich und begünstigen die platten Amüsierinstinkte. Die Wirtschaftspraseologie der Vorkriegsjahre hatte die Ruhr auf den ebenso billigen wie pompösen Generalnenner »Waffenschmiede des Reiches« gebracht. Diese Fassade ohne Rückhalt fiel um dieselbe Zeit zusammen, wo auch jene Kunstpraseologie Bankrott machte, welche zur Isolierung und zum privaten Stilexperiment trieb. Das planlose Wachstum mit den amerikanischen Konturen brach ebenso jäh ab, wie es begonnen hatte; das beispiellose Fiasko des romantischen Machtrausches hinterließ furchtbare Spuren. Auf

diesen Trümmern vollzieht sich heute die eigentliche *Er-schaffung* des Ruhrgebiets.

Langsam setzt die Initiative der Städte ein, die vorher von der industriellen Entwicklung bald hierhin, bald dorthin getrieben wurden. Sie hatten nur das Segel ge-
hißt, und die Kohlen- und Eisenhochkonjunktur hatte den Wind hineingeblasen. »Es« war vorwärts gegangen. Mit einem Schlag wurde das anders. »Es« ging nicht mehr; denn »es« waren in Wirklichkeit nur Illusionen gewesen, Zufallsgrößen, ephemere Erscheinungen. Sprungweit voneinander war aus kleinen Ackerdörfern in wenigen Jahrzehnten ein Dutzend großer Städte entstanden, die von der Hand in den Mund lebten. Jetzt müssen sie in einen großstädtischen Organismus überführt werden, wenn sie lebensfähig bleiben sollen, und sind schon die materiellen Schwierigkeiten groß, so sind die ideellen noch viel größer. Denn während die ehemaligen Kleinstädte durch gewaltige Fabriksiedlungen und spekulative Straßenzüge aufgeschwemmt worden waren, hatte sich um so zäher und hartnäckiger ihr ursprünglicher geistiger Zuschnitt erhalten.

Ein Gebiet, das seine Struktur auf drängende Entwicklung, auf schlagende Energie, auf leidenschaftliches Ringen um den Zeitausdruck verweist, wird nun von Kommissionen, Kammern und Bildungsbanausen aller Art mit einer völlig fremden und völlig toten Tradition gefüllt. Man läuft hinter den Größen der Vergangenheit mit Superlativen der Bewunderung her, man erkennt nicht, wie destruktiv es ist, von einer alten Tradition zu zehren, ohne eine neue zu schaffen. Man sitzt noch immer im Großvaterstuhl und betet die schönen Sonnenuntergänge aus der alten Düsseldorfer Landschaftsmalerei an; man brüstet sich einerseits mit dem technischen Fortschritt, aber andererseits möchte man am liebsten alle Schornsteine mit Efeu beranken lassen. In Martinwerken

und Gießereien sucht man die blaue Blume der Romantik.

Das Proletariat hat das Ideal, von Revolutionen zu träumen und wie die Kleinbürger zu leben. Zwischen Traktätchen und Leitartikeln verbirgt sich der Wunsch, von Sofa und Bratenrock umfriedet zu sein. Das Gefühl, ein angeblich gefährlicher Gegner des Bürgertums zu sein, und die Hoffnung, ihm bald selber anzugehören, verwirren das Empfinden so, daß die wildesten Aufrührer gegen die Gesellschaft ihrer rückständigen Sentimentalität am nächsten sind. In ihren guten Stuben hängen alle Öldrucke mit herrlich getürmten Schlössern und wehmütigen Abschieden.

All diese Gemütlichkeit, all dieser Traum vom fröhlichen Marsch des ewig Gestrigen findet einen erschreckenden Niederschlag in der lokalen Presse. Der Durchschnitt dieser Zeitungen steht unter dem Niveau, das sonst in der deutschen Provinz üblich ist. Doktoren der Heimatkunde sammeln brav ihre Hundsveilchen in denselben Botanisiertrommeln, die man ihnen schon in der Schule umgehängt hat. Das gesamte rheinisch-westfälische Industriegebiet hat kein zusammenfassendes, aufrüttelndes Organ; alles ist in engstirnige Interessensphären zersplittert. Niemand formuliert einen Standpunkt, niemand scheint überhaupt einen Standpunkt zu haben. Dieser völlige Mangel an publizistischen Energien bestimmt natürlich wesentlich das Maß der geistigen Sterilität, die jeden Wagemut zu unterdrücken trachtet, die sich ständig über Benachteiligung und Verkennung durch das übrige Reich beschwert, zugleich aber mit einem durch nichts motivierten Hochmut auftritt und doch nichts Eigenes hervorbringt, sondern Muster kopiert. Es kann nicht genügen, daß man sich auf die Produktivität der Wirtschaft im Ruhrgebiet beruft, denn diese Produktivität beruht zu einem erheblichen Teil auf

einem Geschenk der Natur. Die Produktivität des Geistes erst würde eine vollwertige Leistung sein.

Unter solchen Umständen, von innen noch weniger unterstützt als von außen, beginnt dieser Landstrich, in den alles wahllos hineingestopft wurde – Fabriken, Häuser, Menschen –, die inflationistische Maske abzustreifen und sein Gesicht zu formen. Beginnt: hier sind alle positiven Werte eines Anfangs, Ausdrucksmöglichkeiten, Menschenreservoir. Beginnt: hier sind auch alle Schwierigkeiten des Anfangs, unbestimmte Gruppierung, schwankende Richtung, hemmende Bürokratie, die teils in Amtsstuben, teils in Zeitungsredaktionen sitzt. Die Landschaft durchläuft alle Stufen von idyllisch verstreuten Bauernhöfen und Waldresten bis zur Ballung von Mietskasernen, Zechen und Hochöfen. Die stärksten Gegensätze frisch und naiv nebeneinander. Neuer architektonischer Wille inmitten einer phantastischen Sammlung von Stilgreueln der verflossenen Barockmanufaktur; Elendsviertel neben Fabrikburgen; Warenhäuser neben Destillen; Kinopaläste neben alten Kirchen; moderne Villen neben rußigen Kolonien; industrieller Rhythmus, Tempo und Energie neben Gemütlichkeit und geistiger Bequemlichkeit. Lauter Zeichen des Unabgesetzten, Unabgeschlossenen, Undurchgearbeiteten. Man kann alles daraus machen. Gutes und Schlechtes, Klares und Verschwommenes, Lebendiges und Totes. Ein Zentrum der Gegenwart. Warum strahlt es noch keine Gegenwart aus? Warum gebraucht es die Mittel seiner Gegenwart noch nicht?

Neue Gefahren, neue Mißverständnisse tauchen auf. Man arbeitet mit veralteten Methoden an einem neuen Gegenstand. Auch die Kultur wird, wie ehemals die Fabriken, Häuser und Menschen, wahllos hineingestopft. Die Städte strengen sich an, geben für Kultur und Kulturreklame mehr Geld aus, als sie angesichts der sozialen

Lage verantworten können, und es kommt nichts dabei heraus. Der Fehler ist, daß sie einfach den Mäzenbegriff von den Fürstenhöfen übernommen haben und ihn im alten Sinn auf eine ganz neue soziologische Struktur anwenden. Ein groß aufgezogener artistischer Apparat läuft leer. Er ist unrentabel, weil er unproduktiv ist. Man huldigt der gefährlichen These, daß die Technik des Gegengewichts der Kunst bedürfe. Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, daß auf diese Weise ein Ausgleich zustandekommen könne. Praktisch wirkt sich das immer nur so aus, daß Technik gleich Gegenwart und Kunst gleich Vergangenheit gesetzt wird. Die offiziellen Stellen sehen in der Industriebevölkerung die kulturlose Masse, nicht aber die ungeheuren Möglichkeiten, die ihre Unbelastetheit mit irgendwelchen Vorurteilen bietet. Sie machen sich daran, sie mit dem überlieferten Bildungspensum zu erfüllen. Sie bringen ihr Respekt bei, also eine passive Eigenschaft. Sie schläfern sie mit erhobenem Zeigefinger vollends ein, statt sie durch aktuelle Auseinandersetzungen aus der Teilnahmslosigkeit aufzuschrecken. Dieses Beharren auf dem romantischen Bildungsideal zeitigt nur das Ergebnis, daß die Massen renitent und zuletzt ganz unzugänglich werden. Es ist unbegreiflich, warum man dieser Industriebevölkerung das neue, aus den produktiven Vorgängen des Landes und den sozialen Bedingungen seiner Bewohner aufbrechende Erlebnis versagt. Es nutzt einem Hungernden nichts, wenn man ihn auf die wunderbare Ordnung des Sternenhimmels hinweist. Wer ständig im Büro oder Betrieb die harten Wirklichkeitsforderungen des Wirtschaftslebens an sich verspürt, kann sich keinen blauen Dunst vormachen lassen aus Regionen, die nie existiert haben, oder deren Grundlagen sich längst verschoben haben.

Es ist also falsch, wenn man die ungeformten Schichten immer unter Klausur hält; sie büßen, wie weiße Blätter, die durch Lichtenzug und Staubbelaag gegen jede

Aufzeichnung unempfindlich werden, die Aufnahmefähigkeit ein. Man müßte vor allem an den Teil herankommen, der die Schichtung seiner Welt erkennt. Aber die Bildungsbürokratie wendet sich an den verbildeten, falsch intellektualisierten Teil, der dann trotzdem keine Gefolgschaft leistet, weil er sich zwar der Fälschung des Wirklichkeitssinns hingibt, aber dennoch nicht das Gefühl dafür verliert, daß es eine Fälschung ist.

Die anderwärts, unter anderen Voraussetzungen, gepflegte Kunst als ein Mittel zu betrachten, die industrielle Welt zu überwinden, einen »lichten Schein in den Alltag« zu bringen, ist in dieser Umgebung hinterwäldlerisch. Eine neue Zeit ist da – : man benutzt sie industriell, um sie kulturell beiseite zu schieben. Grotesk, daß niemand diesen Widerspruch zu spüren scheint. Gewiß sieht man die Situationen von heute, gewiß benutzt man die gloriose Technik der Zeit – : aber nur, um mit Hilfe einiger Äußerlichkeiten die Gegenwart in die eigene Vergangenheit zu übertragen. Man erkennt nicht die Notwendigkeit, die industrielle Welt mit künstlerischer Gestaltung zu durchdringen und sie damit als selbstverständlich hinzunehmen, oder dem dämmernden Kollektivgefühl einen konkreten Inhalt zu geben. Man feiert die Technik in Apotheosen, die doch im Grunde wieder nichts anderes sind als Ressentiment. In das Kapitel dieser Fiktionen fällt auch die sogenannte Arbeiterdichtung und Industrielyrik. Wenn jemand nicht »Guten Morgen«, sondern »Glückauf« sagt, wie die Bergleute, so dokumentiert er damit noch keinen technischen Geist; und wenn ein Dichter den Hammer als metaphysisches Werkzeug besingt, so hat er mit der industriellen Atmosphäre, wo die Arbeit ein reiner Zweckmäßigkeitsvorgang ist, nichts gemein. Kein Arbeiter hört beim Rattern der Maschine eine Kirchenorgel; er denkt dabei an nichts anderes, als daran, daß er mit Hilfe dieser Maschinenarbeit sein Leben fristen kann. Die Industrielyrik ist eine

Fälschung. Sie wird aber von den Interessenten aus eben diesem Grunde gefördert, und der Kulturdilettantismus, der Urteilslosigkeit mit Betriebsamkeit verdeckt, fällt prompt darauf herein.

Ein bezeichnendes Beispiel. Die Stadt Essen hat einen Preis ausgesetzt für einen Roman, der das Ruhrgebiet zum Gegenstand hat. Zweifellos wäre ein wirklicher Ruhrroman preiswürdig, der keine falsche Romantik, keine ethische Phraseologie, keine fiktiven Grimassen in das Arbeiterland hineinträgt, sondern es in seiner wirtschaftlichen und sozialen Struktur, ohne Beschönigung und ohne Parteidogmatik erfaßt. Aber gerade das soll hier verhindert werden, wie die Zusammensetzung des Preisrichterkollegiums beweist. Man hat einen germanischen Götter- und Sagen-Professor berufen, ferner einen Herrn Doktor Josef Ponten aus München, von dem einige Leute glauben, daß er schon Romane geschrieben habe, und zuletzt drei lokale Mitglieder jenes Ordens der Großsiegelbewahrer kultureller Belange, deren eigener stilistischer Ausdruck eine Übersetzung aus dem Noch-nicht-Deutschen ins Nicht-mehr-Deutsche darstellt. Ein literarisches Preisgericht für einen Ruhrroman darf kein kultischer Stammtisch sein. Aber davon abgesehen, kann einem ordentlichen deutschen Schriftsteller nicht zugemutet werden, seine Arbeit dem Urteil eines Preisrichters anzuvertrauen, der selbst ein so stümperhaftes Deutsch schreibt, wie dieses: »Wenn zwei Leute an der ihnen anvertrauten Suppe bereits bedenkliche Resultate zutage fördern, so wundert das Mißlingen dieses großen tragischen Abends kaum«; oder: »Was fallen will, soll man stoßen, und wenn sogar einer an den Unzulänglichkeiten seiner werten Person zugrunde geht, dann soll man über den Erfolg von Wiederbelebungsversuchen sehr zweifelhafter Meinung sein.« Dieser Meisterstilist ist Feuilletonredakteur –, oder, wie man, analog der Wortbildung »Kunstreiter«, im Ruhrgebiet sagt: »Kunstredakteur« –,

an einer rheinisch-westfälischen Zeitung. Es ist Sache der rheinisch-westfälischen Zeitungsverleger, wenn sie keine besseren Kräfte bezahlen wollen und Sache der Abonnenten, wenn sie sich die schlechten gefallen lassen; schließlich braucht es ja auch niemand zu lesen. Der Verlag Baedeker, der sich von jenem Redakteur ein Vorwort zu einem Bilderwerk über Peter Behrens hatte herstellen lassen, sah sich gezwungen, eine vernichtende Kritik öffentlich auszuhängen. Es ist symptomatisch für die verfehlte Kulturpolitik des Ruhrgebiets, wenn bei der Vergabung eines Preises aus öffentlichen Mitteln und für einen so überaus ernsten Zweck, mit solcher Hilflosigkeit verfahren wird.

Es ist nichts damit getan, wenn man zu den vielen Konzertsälen, Theatern und Museen, die es in Deutschland gibt, neue hinzufügt. Meist ist die Zeit schon über die Vorbilder hinweggegangen, wenn man an der Ruhr die Nachahmungen begründet. Alle diese Institutionen stehen auf einer Insel, fern vom Leben; sie fungieren als »Sehenswürdigkeiten« in den Werbeprospekten der Verkehrsvereine, aber die Menschen, deren man sich versichern müßte, wenn auf das Trugbild des Augenblicks nicht das Debacle folgen soll, klar sehende, entschlossene Jugend, Angestellte, Arbeiter gehen daran vorbei und fragen sich, was das alles zu bedeuten habe. Es ist unmöglich, daß es in ihr Bewußtsein dringt, es gehört nicht zu ihnen, es widerspricht ihrem Lebensgefühl. Nur ein begrenzter, in sich abgeschlossener Kreis identifiziert sich mit diesem Kulturmarsch der Stadtverwaltungen, der also ein Auf-der-Stelle-Treten ist.

Will man endlich vorwärtskommen, so muß man sich zu grundsätzlichen Entscheidungen aufraffen. Die Ruhr muß ein Sammelbecken junger, schöpferischer Kräfte werden, die, darauf kommt es an, nicht abgestempelt sind, sondern kämpfen und umkämpft werden. Diese Kräfte fordere man auf, zeige ihnen die Themen,

die auf der Straße liegen –: das wäre kulturelle Produktivität des Industriebezirks . Man sieht nicht besser aus, wenn man sein wahres Wesen hinter den verbindlichen Allüren einer gesellschaftlichen Repräsentation versteckt, von denen jeder weiß, daß sie anderswo hergeholt sind –: weil es an der Ruhr diese Gesellschaft einfach nicht gibt.

Essen, die Stadt der Konzerne

Wenn der Europäer für einen Vorgang, dessen Schnelligkeit, dessen Dimensionen, dessen revolutionierende Tendenzen ihn in Erstaunen setzen, einen Ausdruck sucht, einen Vergleich, woran er sich orientieren könnte, so beruft er sich auf das amerikanische Vorbild. Entwicklung ist ein amerikanischer Begriff geworden. Entwicklung, das ist Millionenstadt, Wolkenkratzer, Pulmancar, Autopark. Planloses Wachsen, sozusagen über Nacht, Ausdehnung um jeden Preis, rasende Ausdehnung – aber dabei gleichzeitig Erraffung von Vermögen, Sport und Vergnügen. Amerikanische Entwicklung, das ist Rockefeller, Hearst, Ford. Amerikanische Entwicklung, das ist Detroit. Amerikanische Entwicklung – das ist ebensogut Krupp und Essen.

Denn was sich in Amerika begeben hat, ist ja nichts Erstmaliges, nichts Einmaliges, sondern nur eine durch die Jugend, die Unverbrauchtheit dieses Erdteils bedingte Potenzierung einer allgemeinen Welterscheinung, die das industrielle Zeitalter einleitet. Die ganze inzwischen romanhaft gewordene Klasse der amerikanischen Milliardäre, Industriemagnaten, Selfmademen hat in Europa ihre Vorfahren. Wenn heute Ford ein Typus ist und schlechthin die Gattung repräsentiert, so wird das gerechtfertigt durch die ungeheure Geschwindigkeit, womit sich sein Werk unter den Augen der *lebenden* Generation vollzog. Aber der Aufbau einer Stadt durch einen einzigen Gründer, durch ein einziges Werk, der an Detroit frappiert, ist in Essen um viele Jahrzehnte vorgegenommen worden. Detroit war vor 100 Jahren ein kleiner Handelsplatz mit 1500 Seelen. Essen war, bevor es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts preußisch wurde, ein freies Stiftsstädtchen mit 5000. Wie Detroit durch die Einwanderung von Rumänen, Ungarn und Italienern wuchs, so ist Essen durch die Einwanderung von

Ostpreußen, Sachsen und Württembergern gewachsen. Daher in Sprache, Sitte und Besiedlung der koloniale Charakter, mit allen Merkmalen der Primitivität.

Bis zum Ende des Krieges war Essen nichts als die Kruppstadt. Die Bevölkerungszahl folgte nicht nur jeder Zunahme, sondern auch jeder Abnahme der Belegschaft der Kruppschen Gußstahlfabrik. Eine ganze Reihe von Jahren hindurch kann man die Zahlen sogar in ein festes Verhältnis bringen: einer Änderung in der Kruppschen Belegschaft um 1000 entspricht eine Änderung der Einwohnerzahl um 3000. Bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts läßt sich diese proportionale Entwicklung verfolgen; nur in den folgenden Jahrzehnten ist sie, obgleich nicht aufgehoben, infolge der beginnenden Eingemeindungen weniger kontrollierbar. Ganze Straßenzüge sind um der Kruppschen Fabrik willen angelegt, ganze Stadtviertel durch Krupp errichtet worden, und obwohl die Umschichtung der wirtschaftlichen Verhältnisse nach dem Krieg die zentrale Stellung dieses einst innerhalb der Stadt allmächtigen Werks beseitigt hat, gehört noch heute ein Drittel Grund und Boden der Firma Krupp, ist noch heute ein starkes Sechstel der Bevölkerung von ihr abhängig. Denn die Beseitigung der zentralen Stellung wirkt sich vorläufig nur darin aus, daß Krupp, auf lange Zeit außerstande, größere Arbeitermassen neu aufzunehmen, die äußere Entwicklung der Stadt nicht mehr beeinflussen kann. Dagegen ist sein Gewicht noch immer und wohl für alle Zeiten stark genug, um bei allen Plänen einer Ausgestaltung des Stadtbildes ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Abgesehen davon, daß er sich dabei auf seinen über das ganze Stadtgebiet verstreuten Grundbesitz und auf vertragliche Sicherungen aus der Vergangenheit stützen kann, bildet schon die natürliche Lage der Gußstahlfabrik fast genau im Stadtkern ein gewichtiges Moment bei der Aufstellung eines neuzeitlichen Bebauungsplans.

Wie skeptisch man auch gegenüber einer engen Bindung zwischen dem Gedeihen eines Gemeinwesens und dem Gedeihen eines privaten Unternehmens sein mag – eine Stadt wie Essen kann nun einmal nicht an der historischen Tatsache vorbei, daß die Fabrik ihr Mittelpunkt und das altertümliche Stadttinnere zum Anhängsel geworden ist. Die Achsen, die von dort ausgehen, tragen nicht mehr den Stempel der historischen Folgerichtigkeit, sondern der sozialen Schichtung, die den Städtebauern zur Zeit einer sagenhaften Hochkonjunktur von Kohle und Eisen über den Kopf gewachsen war. Beinahe allen Straßenzügen haften die Mängel der Schnelligkeit an, womit sie erbaut wurden. Wenn man bedenkt, daß die Einwohnerzahl sich von 1860 bis 1880 verdreifachte und von da bis heute noch einmal verelfachte, wird man die Bauweise verstehen, die darin bestand, daß vier bis fünf Hektar Ackerland in wenigen Monaten von endlosen Häuserzeilen, nach billigen Einheitsplänen erstellt, gefressen wurden. Gas, Wasser und Kanalisation wurden in die Vertiefungen hineingebuddelt, die auf dem Katasteramt schon Straßen hießen, die Behörde teilte den ganzen Wirrwar in Blöcke ein und verausgabte Straßennamen nach Gattungsmerkmalen: hierhin Mädchennamen, dorthin Knabennamen, hierhin Dichter, dorthin Maler, hierhin Städte, dorthin Flüsse, hierhin Ärzte, dorthin Industrielle. Es war, als wollte sie wenigstens die Straßen sammeln, da die Stadt selbst ihr zu entlaufen drohte.

Vielleicht wird diese Atmosphäre einer Zeit, wo das Objekt von selbst vorwärtsging und der Mensch sich beeilen mußte, Schritt zu halten, in dieser Stadt, die aus einem einzigen Werk aufgebaut wurde, noch sichtbarer als in anderen Industriestädten, die der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe zwischen Konkurrenten oder der Anknüpfungspunkt für Verflechtungen und Verschmelzungen waren. Aber diesem Nachteil – soweit man von

Nachteilen in Städten reden kann, die ihre Eigenart gerade aus den Schwierigkeiten ableiten, womit sie zu kämpfen haben – diesem Nachteil steht der Vorteil gegenüber, daß die Stadt Essen eben infolge der Gruppierung um eine einzige Fabrik weit weniger unkonzentriert blieb als andere Ruhrstädte. Sie ist neben Dortmund heute die einzige wirkliche, fest umrissene und abgegrenzte Stadt des Ruhrgebiets.

Deutlich wahrnehmbar ist die Aufteilung in Industrie-, Geschäfts- und Wohnstadt. Die Industriestadt liegt im Norden, in dem tiefen Vorgelände der Emscherniederung, und preßt die innere Stadt mit einem halben Ring von Fabriken, Bergwerken und Kokereien zusammen, dessen äußerste, konzentrisch drückende Glieder die Kruppsche Gußstahlfabrik, das Rheinisch-Westfälische Elektrizitätswerk und die chemische Fabrik von Goldschmidt sind. Dieses Gebiet, das bis zum Rhein-Herne-Kanal reicht, verqualmt und verräuchert und voll schwefeliger Dünste, ist das eigentlich proletarische Viertel, charakterisiert durch lange Straßenfluchten von Mietskasernen aus einer Zeit, wo die Backsteine rasend geworden waren, durch Fabrikkolonien ältesten Datums, hölzerne Baracken mit Stiegen, die von außen zum ersten Stock hinaufführen, eingepfercht zwischen Fabrikmauern und Bahngeleisen; durch Bergmannssiedlungen mit Schrebergärten und Kleintierzucht, durch künstlich geschaffene und schwer zu erhaltende Luft Räume, Anlagen und Plätze mit struppigem, vergiftetem Gebüsch, langsam absterbende Baumgruppen inmitten kahler Mauern, offenes Gelände, Ablagerungsstätten von Schutt und Abfällen. Ziemlich unvermittelt erfolgt von hier der Übergang zum Geschäftsviertel, höchstens angedeutet durch ein paar Straßen mit Schankwirtschaften und billigen Bazaren. In der Geschäftsstadt ist der Raum beschränkt, alles ist eng und gedrängt, so daß selbst die nach der Inflation entstandenen Geschäftspaläste nicht

zu voller architektonischer Wirkung kommen. Der Nordwesten und Westen ist die Kruppsche Arbeiterstadt, durchsetzt mit zahlreichen Kolonien, abgeriegelt infolge mangelhafter Zugänge zur Innenstadt, da sich die Fabrik wie ein Klotz dazwischen schiebt, in sich selbst wieder kreisbildend, mit einem kleinbürgerlichen Zug, untermischt mit zahlreichen kleinen Gewerbetreibenden und Kaufhäusern, die dem Zuschnitt der Bevölkerung entsprechen. Es sind die am dichtesten besiedelten Quartiere der Stadt – hier wohnen die Leute, die mittelbar und unmittelbar durch Krupp leben, Arbeiter und Angestellte, die von Krupp ihr Leben fristen, und der Mittelstand, der wieder von ihnen sein Leben fristet. So wie das Geld verdient wird, wird es umgesetzt, der Umlauf ist schnell, der Radius gering.

Der Übergang zum Süden und Osten, wo die Stadt bis zu den Ruhrhöhen hin ansteigt, ist heute weniger schroff. Aber noch vor zehn Jahren zeichnete sich auch hier das System ab, das die Stadt Stück für Stück zusammensetzte, aus Siedlungen, die sowohl in ihrer soziologischen wie in ihrer architektonischen Beschaffenheit untereinander so verschieden waren, daß jede für sich ein Dorf bildete und eine klar abgetrennte menschliche Gruppe beherbergte. Der Süden war in seinem an die Stadtmitte angrenzenden Teil das Quartier der mittleren und höheren Angestellten, weiter hinaus die Villenstadt der obersten Beamten, Aktionäre, Bankiers, Großkaufleute und der wenigen, die hier noch ein privates Leben zu führen vermochten. In dem Maße, wie die Stadt zur Ruhr vorrückte, wanderten auch die alten Patrizierfamilien, die Nachkommen der ersten Gewerker und der ehemaligen kleineren Fabrikbesitzer, die inzwischen längst zu Großaktionären geworden waren, heraus aus der inneren Stadt in die wundervollen, vom Rauch kaum berührten Wälder der Ruhrhügel, und ihre ehemaligen Besitzungen, brüchig von den Bergschäden der Gruben,

die ihre Familien abteufen halfen, wurden entweder behördliche Räume oder fielen bei Straßendurchbrüchen der Spitzhacke zum Opfer oder wichen Hochhäusern oder stehen, umgeben von verwilderten Gärten, als einsame Reminiszenzen einer Vergangenheit, deren industrielle Betriebsamkeit an Intensität hinter der heutigen kaum zurückstand und nur die Expansionskraft unserer Zeit noch nicht erreichte.

Man erkennt aus all dem, wie genau in dieser Stadt die soziologische Gliederung mit der geographischen übereinstimmt. Es gibt kaum eine zweite Industriestadt, wo die sozialen Achsen so offen zutage liegen wie hier. Daher kommt es auch, daß die Fülle verwirrender Eindrücke, wiewohl keineswegs betörend, so doch weit weniger beklemmend ist als im übrigen Industrieviertel. Gehen die Einzelheiten auch nicht ineinander, so lassen sie sich doch frei überblicken und nach ihrer Zusammengehörigkeit bestimmen; die Ausgangspunkte der Betrachtung sind leicht aufzufinden, nirgends mündet die Betrachtung in eine Sackgasse. Seit den Jahren, wo die Stadt parallel mit der Umstellung der Kruppschen Werke in einer langsamen, aber stetigen und nicht ohne Geschick geleiteten Metamorphose begriffen ist, hat sich das nicht geändert. Es ist auch schwer zu denken, daß es sich je ändern wird. Immer wird man die einzelnen sozialen Sektoren, die strahlenförmig von der Gußstahlfabrik ausgehen, herausheben können, immer wird man, bei allen eintretenden Verwischungen und Überschneidungen, die Stadt wieder in die Vielheit der Siedlungen zerlegen können, aus denen sie zusammengesetzt ist.

Die Überschneidung hat, auch das ist charakteristisch, nicht im Anschluß an das Industrieviertel begonnen. Vielleicht wird sie hier niemals sonderlich in Erscheinung treten können. Zwar weist auch die zukünftige technische und wirtschaftliche Entwicklung der

Kruppschen Fabrik aus dem Zentrum hinaus nach Norden, zum Kanal, wo Krupp schon ein modernes Hochofenwerk unmittelbar neben seinem Hafen erbaut hat; zwar wird der älteste Teil der Fabrikanlagen allmählich abgebaut werden, aber auch dann wird die Innenstadt noch nicht freier atmen können, da die Basis der Fabrik nicht verlegbar ist. Anders verhält es sich im Süden und auch im Osten, dessen Erschließung eigentlich erst begonnen hat. Heute sind bereits große Geschäftshäuser in die südliche Wohnstadt vorgedrungen, aber, was für die veränderte wirtschaftliche Lage noch bezeichnender ist –, auch ein Riegel großer Verwaltungsgebäude hat sich vorgelegt. Essen, die Kruppstadt, hat sich in die Stadt der Konzerne verwandelt. Aus einer einfachen, geradlinigen Bewegung ist eine vielfache, vieldeutige und gewundene Bewegung geworden. Hier sitzt jetzt die Verwaltung des Bergbaus der Vereinigten Stahlwerke, hier sitzt die Bergbauverwaltung von Arenberg-Rheinstahl, hier sind die Essener Steinkohlenbergwerke, die jetzt ihren Anschluß an die Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft vollzogen haben, wofür demnächst die Gesamtverwaltung dieser Gesellschaft in Essen sich niederlassen wird, hier ist das RWE, das mächtigste Elektrizitätswerk Deutschlands. Immer mehr geht der Charakter Essens als Produktionsstätte der Großindustrie über in den Charakter einer zentralen Industrie- und Handelsstadt. Keine Großbank, kein wichtiges industrielles Unternehmen, das hier nicht seine Niederlassung hätte. Die Bank der christlichen Gewerkschaften und zwei große Konsumgenossenschaften haben hier ihren Sitz. Dazu kommt die Masse der wirtschaftlichen Verbände privater und offizieller Natur, so der Bergbauliche Verein, der Ruhrsiedlungsverband, die Emschergenossenschaft. Fast alle diese Neubauten sind im Süden der Stadt entstanden. Bald wird eine neue Aufteilung ökonomischer Na-

tur vorhanden sein: die Ausbeute im Norden, die Finanzierung in der Mitte, die Verwaltung im Süden. Eine Stadt, in der es ebenso nach Geld wie nach Elend riecht, in der aber das Elend schon stark versteckt ist.

Die Verschiebung, die die Eingemeindung von 1929 gebracht hat, macht sich einstweilen nur in den wirtschaftlichen Machtverhältnissen bemerkbar. Der Gebietszuwachs im Norden setzt Essen in Stand, mit einer arbeits-täglichen Förderung von nahezu 5000 Tonnen der Kohlenstadt Gelsenkirchen den Rang streitig zu machen. Der Gebietszuwachs im Süden, der die Stadtgrenze über das jenseitige Ruhrufer hinauschiebt, sichert neues Wohn- und Erholungsgelände. Das Stadtbild selbst wird jedoch von diesem Gebietszuwachs nicht beeinflußt. Im Norden wahren auch die neuen Teile den Charakter der Industriestadt, ja verstärken ihn eher; im Süden sind einerseits die Verkehrsmöglichkeiten noch zu gering, ist andererseits der rein landwirtschaftliche Einschlag nicht stark genug, um in die erdrückende Front der Arbeitsstadt eine fühlbare Bresche zu schlagen. Fast 60% der Bevölkerung sind in Industrie und Handwerk beschäftigt, davon 21 im Bergbau und 19 in der Eisenindustrie. 6 1/2 Tausend Ausländer leben in der Stadt, darunter beinahe 1500 Polen und nicht viel weniger Österreicher und Niederländer. Von den Polen, Holländern, Italienern und Jugoslawen sprechen nur 50-60% deutsch. Aus der Tatsache, daß fast alle diese Ausländer in den Bergbaugebieten des Nordens und Nordwestens wohnen, lassen sich ohne weiteres Schlüsse auf ihre Beschäftigung ziehen. Wie das ganze Industriegebiet, steht auch Essen im Zeichen einer starken Wanderbewegung, die sowohl Konjunktur- wie Depressionswanderung ist. Nicht nur in aufstrebenden Zeiten ist das Industrieviertel Ziel unseßhafter Volksschichten, sondern auch in abfallenden, weil immer wieder auswärtige Arbeitslose zuziehen, die

hier in völliger Verkennung wirtschaftlicher Zusammenhänge ihre letzte Hoffnung sehen. Immerhin entsteht in Depressionszeiten ein Wanderverlust, der in Essen augenblicklich etwa 300 im Vierteljahr beträgt.

So fließen in diesem Brennpunkt des Reviers die anziehenden und abstoßenden Momente ineinander. Die Technik, der Verkehr, die Wirtschaftsformen, die Bauweise – alles sucht Anschluß an die Zeit, bis auf die Kultur, die noch mit der Vergangenheit liebäugelt. Hier liegt für Essen ebenso wie für andere Industriestädte ein Gefahrenpunkt. Die ehemaligen Ackerdörfer sind äußerlich aufgeschwemmt worden, aber sie halten an einem geistigen Zuschnitt fest, der ihrer Gegenwart nicht mehr entspricht. Nicht die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, sondern der Gegensatz zwischen der vorwärtsdrängenden technischen und der rückwärts gewandten geistigen Haltung hemmen die Entwicklung, für die im Grunde dank einer vorsichtig, fast allzu vorsichtig disponierenden Finanzpolitik, die der geringen Steuerkraft einer Arbeitsstadt ebenso Rechnung trägt wie der Tatsache, daß den Einnahmen aus städtischen Tarifen – Gas, Wasser, Elektrizität – durch die Selbstversorgung der Werke Grenzen gezogen sind, die Bahn frei wäre. So stehen in dieser Stadt den technischen Sicherheitsfaktoren die menschlichen Unsicherheitsfaktoren gegenüber, so ist der Reiz von Beutemachen und Gejagtsein, von Berechnung und Unberechenbarkeit in ihr vereinigt. Aber Unruhe und Schwankungen können sie in ihren Grundfesten nicht erschüttern, denn schließlich lebt sie davon. Eine neue Erfindung kann ganze Anlagen entwerten, eine neue kaufmännische Idee ganze Organisationsformen umstürzen. Selbst die Weltanschauungskurven werden von der jeweiligen industriellen Lage vorgezeichnet. Keine Heilslehre faßt hier unverrückbar Fuß, weil in dieser Stadt jedermann kontrollieren kann, wie die Wirklichkeit auf die Lehre reagiert, und wie die Lehre von der

Wirklichkeit belehrt wird, und weil obendrein der Kapitalismus schon selbst die konkreten Begriffe Arbeitsleistung und Kaufkraft in dieser Stadt, die die Heimat des patriarchalischen Manchestertums in Deutschland ist, mit soviel wohltuender Weltanschauung verpackt, daß andere Ideologien nur vorübergehend bemüht zu werden brauchen.

Gelsenkirchen, die Kohlenstadt

Das Ruhrgebiet ist ein Land von ungeheurer Gegensätzlichkeit und Weitmaschigkeit. Seit hundert Jahren ist alles ein Anfang. In hundert Jahren wird noch immer nichts abgeschlossen sein. Den konzentriertesten Niederschlag findet dieses chaotische Bild im heutigen Stadtgebiet von Gelsenkirchen. Hier ist der Charakter des gesamten Industriegebiets in all seinen vielfältigen und einander widersprechenden Zügen auf rund zehntausend Hektar Grundfläche innerhalb der Grenzen einer Kommunalverwaltung zusammengedrängt.

Moderne Landhäuser neben Notbaracken. Große, breite, komfortable Verkehrswege neben engen, krummen Geschäftsstraßen. Beflaggte Schwimmbäder und Stadions neben betriebsamen Häfen und Kanälen. Hochöfen, Gießereien und Güterbahnhöfe neben Stadtgärten und Gondelteichen. Zechengerüste und Abraumhalden inmitten grüner Triften. Schwarze, versumpfende Strecken neben Buchenhochwald und Parks mit jahrhundertealten Eichen, die zu ehemaligen Herrnsitzen und Fideikommissen gehören und jetzt Volkserholungsstätten sind. Blühende Staudengärten neben Aschenbergen. Aus der Einöde der Mietskasernen tritt man plötzlich vor moderne Geschäftspaläste, dann wieder ist kilometerweit überhaupt nichts mehr, nur Landstraße, dann wieder setzt die Stadt sich mit idyllischen Siedlungen fort, – und so endlos, endlos. Die Stadt füllt sich nicht. Sie enteilt! Kurz, ein scheinbar planloses, achsenloses, zielloses Durcheinander, eine naive Ansammlung barbarischer Gegensätze, ein von hundert widerspruchsvollen Fluchtlinienfestsetzungen ineinandergeschachteltes Straßendickicht, ein von hundert widerspruchsvollen Ideologien heimgesuchtes Menschenmaterial. Eine Stadt, in der die Vergangenheit unmittelbar in die Gegenwart und die Gegenwart unmittelbar in die

Zukunft hineinwächst. Auch wer nicht gewillt ist, die romantische Glorifizierung der Technik mitzumachen, und in der industriellen Welt kein metaphysisches Ideal, sondern eine reine Zweckmäßigkeitsfrage des materiellen Lebens sieht, wird in dieser unausgereiften, stets in Bewegung und Umbildung begriffenen Stadt gepackt von den latenten Energien, die den Boden erschüttern, erregt von dem Bewußtsein, daß in ihr noch mindestens ebensoviele Möglichkeiten schlummern, wie bereits entfaltet worden sind.

Ist die Stadt schön? Ist sie häßlich? Das sind Fragen, die nicht beantwortet werden können, weil sie falsch gestellt sind. Sicher gibt es Schönheiten in ihr, landschaftliche Schönheiten älteren und architektonische Schönheiten neueren Datums, aber es ist sinnlos, diese Stadt aus einem ästhetischen Gesichtswinkel zu betrachten. Es ist keine historische Stadt; ihre ewige, nur äußerlich in Tempo und Gebärde wandelbare Historie ist die Industrie, die ihr das Leben gibt. Deshalb wäre es ebenso lächerlich, über den Rauch und den Schwefeldunst, der die Emschermündung durchzieht, ästhetisch die Nase zu rümpfen. Wenn man der Industrie keine überirdischen, übersinnlichen Kräfte beimißt, verliert sie auch ihre Schrecken. Die wahre Schönheit einer Stadt wie Gelsenkirchen ist ihre Zweckhaftigkeit. Welchen Gegenstand immer man in ihr beobachtet, man hat nicht das Gefühl, daß er isoliert wäre, daß er um seiner selbst willen dasein könnte. Wie man in manchen Städten nicht um die Ecke einer Gasse biegen kann, ohne eine alte Kirche, ein altes Patrizierhaus oder ein Schloß zu erblicken, so wird Gelsenkirchen von den Seilscheiben der Zechen überschattet. Gelsenkirchen ist die Kohlenstadt. Wer gern in Superlativen spricht, darf sogar sagen: die größte Kohlenstadt des Kontinents. 24 Zechen mit 60 Schächten sind hier vereinigt, darunter die größten und modernsten des Ruhrreviers, »Wilhelmine Viktoria«, »Consolidation«,

»Holland«, »Rheinbe«, »Dahlbusch«, »Hugo«, »Ewald«, »Graf Bismarck«, »Nordstern« – Namen, hinter denen die mächtigsten Kapitalinteressen und die verwickeltsten Interessenkombinationen Europas stehen. In der gegenwärtigen Zeit der Depression kann man zwar keine Zahlen nennen, die noch eine unbedingte Gültigkeit haben; aber unabhängig von Stilllegungen, die vielleicht nur vorübergehend sind, und um wenigstens einen Begriff von der wirtschaftlichen Bedeutung zu geben, darf man sagen, daß im Gebiet von Gelsenkirchen 40.000 Bergleute jährlich 13 Millionen Tonnen Kohlen fördern – das sind zwölf Prozent der gesamten Ruhrkohlenförderung und mehr als acht Prozent der Steinkohlenförderung Deutschlands.

Die Bewohner dieser Stadt sind der Kohle untertan, das heißt ökonomisch: abhängig von der Konjunktur des Bergbaus. Aber in großen Zeiträumen gesehen, ist die Stadt wirtschaftlich gesichert und im höchsten Grade lebensfähig. Nach vorübergehenden Schwankungen ist es klarer denn je, daß die Kohle ihre Rolle noch lange nicht ausgespielt hat. Die reichen Fettkohlenflöze des Gelsenkirchener Gebiets werden erst nach vielen Jahrhunderten abgebaut sein. Die gewaltigen neuzeitlichen Anlagen zur Gewinnung von Nebenprodukten und zur Aufbereitung der Kohle sprechen eine sehr beredte Sprache. Die Kuxen der Gewerkschaft »Graf Bismarck«, die im Besitz der Deutschen Erdölgesellschaft sind, die Kuxen der Gewerkschaft »Ewald« und die Aktien der Bergwerksgesellschaft Harpen, der die Zeche »Hugo« gehört, rangieren seit Jahren unter den höchstnotierten Werten der Börse. Es ist das Charakteristikum der heutigen Industriegebiete, daß das Bild ihres Reichtums fast ausschließlich durch das Vermögen der Körperschaften zustande kommt, während das Durchschnittsvermögen auf den Kopf der Bevölkerung gering ist. Viele Kapitalisten, die ihren Reichtum aus den industriellen Unternehmungen

ziehen, verbringen ihr Leben fern vom Industriegebiet und scheiden mit ihrem Privatvermögen für die Bewertung dieser Gebiete aus. In gleichem Maße, wie sich das Vermögen der Körperschaften vermehrt hat, ist die Zahl der privaten Vermögen zurückgegangen. Nach der Vermögenssteuerstatistik zählt Gelsenkirchen nur zwei Einzelmillionäre, das heißt zwei Personen, die mehr als eine Million Vermögen versteuern; während das Durchschnittsvermögen der Körperschaften mehr als zwei Millionen beträgt, ist das Vermögen der privaten Steuerpflichtigen im Durchschnitt unter vierzigtausend Mark. Man ersieht daraus einmal, welche Macht des pseudonymen und anonymen Kapitals sich in dieser Stadt konzentriert, und zum anderen, wie die Masse der Arbeiterbevölkerung in der sozialen Struktur einen solchen Ausschlag gibt, daß die Millionäre kaum ins Gewicht fallen. Es ist nicht mehr der einfache Eindruck von Reich und Arm nebeneinander, sondern der kompliziertere ihres ursächlichen Zusammenhangs in der Gesellschaft. Der stärksten Entfaltung wirtschaftlicher Macht entspricht die am meisten vertiefte proletarische Basis. Selbst die Metropole des Ruhrgebiets, Essen, hat nur 28 Einzelmillionäre, das ganze Ruhrgebiet nur 78. Eine Stadt wie Köln dagegen hat allein 75, München 79, Frankfurt 88, Berlin 525. Trotzdem aber bringt es der Reichtum der Körperschaften fertig, das ganze Bild zugunsten des Ruhrgebiets zu verschieben. Es ergibt sich, daß infolgedessen die Stadt Gelsenkirchen im Ertrag der Vermögenssteuer, auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet, um rund drei Mark über dem Reichsdurchschnitt liegt.

Die große Achse des gegenwärtigen Stadtgebiets von Gelsenkirchen ist der Rhein-Herne-Kanal, der 1914 fertiggestellte Verbindungsweg zwischen Rhein und Dortmund-Ems-Kanal, der seinerseits nach Emden zur Nordsee führt. Östlich geht dieses Wasserstraßensystem dann über in den Ems-Hannover-Kanal, der über Weser

und Elbe später zur Oder weiterführt. Man muß sich diese Linienführung des sogenannten Mittellandkanals und auch die Verbindung vom Rhein zu den Kanälen der westeuropäischen Länder einen Augenblick vergegenwärtigen, um zu ermessen, welche Bedeutung der drei Kilometer lange Stadthafen von Gelsenkirchen, der 1929 einen Umschlag von rund 350.000 Tonnen hatte, erlangen kann, wenn die Kanäle noch zu größerer Leistungsfähigkeit ausgebaut werden. Außerdem liegen auf Gelsenkirchener Gebiet noch fünf Industrieläfen; in den sechs Häfen belief sich 1928 der Güterumschlag auf dreißig Millionen Tonnen, die Zahl der ein- und ausfahrenden Schiffe war je 5 ½ Tausend. Damit verzeichnet Gelsenkirchen nicht nur den größten Wasserumschlag aller Hafentplätze am Rhein-Herne-Kanal, sondern aller Kanalstädte überhaupt.

Der Rhein-Herne-Kanal zerschneidet die Stadt in zwei ungleiche Hälften, deren gegenteilige Struktur frappant ist. Südlich des Kanals, um den alten Ortskern von Gelsenkirchen gruppiert, eine immense Zusammenballung von Kohle und Eisen und weiterverarbeitender Industrie. Nördlich des Kanals fast nur noch Kohle, aber weit auseinandergetrieben in weitausgreifenden Land- und Waldflächen. Südlich des Kanals ein langsam aus vielen Industrieorten zusammengeklebtes Stadtbild – die typische, auseinander-, nicht ineinanderwachsende Fabrikstadt, die typisch sich ausdehnende, aber das Land nicht aufsaugende Fabrikstadt, eine Aneinanderreihung von Baublöcken und Lücken, von aufstrebenden, der Zeit vorauseilenden Industrie- und Geschäftsvierteln und geruhsamen Inseln, die ihren konservativen Charakter bewahren, dazwischen ein unbestimmbares Gelände, nicht mehr Land und noch nicht Stadt, nicht mehr agrarisch und noch nicht industriell, peripherisches Niemandsland, aus dem ebensogut alles wie nichts werden

kann – so sieht es hier aus: immerhin ist es eine klar erkennbare und durch die Interessenverschmelzung der Industrieanlagen zusammengehaltene Stadt. Nördlich des Kanals ein noch im Urzustand des Industrielands verharrendes Konglomerat von Ackerbau und Industrie, von Gehöften, die sich zu weiträumigen Dörfern, und Dörfern, die sich zu weiträumigen Städten zusammenschließen. Hier ist es hauptsächlich der Stadtteil Buer, bis April 1928 selbständig, der an räumlicher Ausdehnung das ehemalige Gebiet von Gelsenkirchen fast um das gleiche Maß übertrifft. Was aber die Füllung des Raumes mit Menschen, Häusern und Fabriken betrifft, so bleibt er weit hinter jenem zurück. Er ist, vom Industrieviertel aus gesehen, wie ein angeschwemmtes Land. Von draußen gesehen, ist er wie ein natürlicher Abgang, wie eine allmähliche Beruhigung, wie eine vorsichtige Überleitung zur unberührten westfälischen Heide. Die Zechen liegen fast ganz an der Peripherie, bilden mit ihren Bergmannssiedlungen kleine Exklaven zwischen Wäldern, Wiesen, Äckern, Mooren und Erlengebüsch, und umkreisen die eigentliche Ortschaft Buer, die ihrerseits wieder zwischen den Bahnhöfen Buer-Nord und Buer-Süd auseinanderfällt. Fast genau in der Mitte dieses Raumes befindet sich das Rathaus von Buer.

Unverändert lebt in dieser Stadt die Gründerzeit fort, jene Zeit vor achtzig Jahren, wo aus der Natur ein »Revier« wurde, aus der Bodenbearbeitung eine Ausbeutung der Bodenschätze. Es sind heute andere Namen, andere technische und wirtschaftliche Methoden, aber es ist dieselbe Atmosphäre. Das Gebiet, das heute von der Doppelstadt Gelsenkirchen-Buer beherrscht wird, war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Ansammlung kleiner Kirhdörfer und Bauernschaften. 1847 wurde auf Betreiben des Wirtschaftspolitikers David Hansemann, der später in das liberale Märzministerium

Camphausen eintrat und nachmals die Disconto-Gesellschaft ins Leben rief, die Eisenbahnstrecke Köln-Minden eröffnet. Gelsenkirchen bekam seinen Bahnhof, auf dem die kapitalkräftigen Ausländer, vornehmlich Holländer und Engländer, aber auch Franzosen und Belgier, ausstiegen, um Kohlen zu schürfen. Die Felder wurden erschlossen, Fabrikanlagen erstellt, Wohn- und Geschäftshäuser erbaut – nur nach dem Gesichtspunkt der Billigkeit des Grunderwerbs. Die Landwirte verkauften ihre Äcker und Höfe und gingen in den Pütt. Die Kolonisationsepoche begann, mit allen Merkmalen der Überstürzung, der Uneinheitlichkeit und Regellosigkeit. Was zusammengehörte oder sich zusammenschließen anfang, wurde durch das bürokratische Gegeneinanderarbeiten in Gemeinden, Ämtern, Kreisen, Regierungsbezirken und Provinzen wieder getrennt. Die Spuren sind heute noch nicht getilgt. Auch heute geht die Kolonisation weiter, aber heute ist sie planvoll und durchdacht. Neben den neuen Aufgaben, die einer Stadt wie Gelsenkirchen ständig aus dieser Tatsache der noch immer vordringenden Industrie erwachsen, ist sie vorbelastet mit der Verpflichtung, die Reste des chaotischen Siedlungswirrwars einer wilden Spekulationszeit zu überwinden, und in einen modernen Stadtbauplan einzuordnen. Eine auf solche Weise groß gewordene, nicht organisch gewachsene Stadt in den Organismus einer Großstadt zu überführen, ist schwierig, aber reizvoll, sobald man auf den abenteuerlichen Hintergrund verzichtet und die Motive aus der frischen Unbekümmertheit nimmt, womit hier Altes und Junges beieinanderstehen.

Die erste groß ausgebaute Zeche auf Gelsenkirchener Gebiet war die von dem Iren Nulvany gegründete »Hibernia«. Obwohl sie jetzt stillgelegt ist, hat sie in gewissem Sinn ihren Pioniercharakter bewahrt, indem sie jetzt als Versuchswerk dient, wo Neuerungen erprobt und wichtige, wissenschaftlich fundierte Vorarbeiten geleistet

werden. Zur Gründungszeit der »Hibernia« hatte Gelsenkirchen tausend Einwohner, fünfzehn Jahre später – 1870 – schon zwanzigtausend. Auf die ausländische Invasion folgte die Herrschaft des rheinisch-westfälischen Kohlenfürsten Grillo, und mit ihm kam Emil Kirdorf, der der Zügellosigkeit durch das Kohlensyndikat ein Ende bereitete. Es ist die typische Entwicklung aller Ruhrstädte, nur ist hier alles unruhiger, verzweigter, vieldeutiger als beispielsweise in Essen, Oberhausen, Dortmund, Mülheim oder Hamborn, wo die Entwicklung entweder von einem einzigen Werk bestimmt wurde oder sich wenigstens um einen einzigen Stadtkern gruppieren konnte. Es ist nämlich keineswegs die Stammgemeinde Gelsenkirchen, die das Hauptkontingent der Werke stellt. Es sind vielmehr die Nachbargemeinden wie Schalke, Heßler oder Bulmke, in denen sich das Gros der Unternehmungen aufbaute. Die Kohlenstadt war immer in viele Interessenspären zerrissen, das erklärt sich aus der Methodik der Gründerzeit des Bergbaus und liegt zudem auch in der Natur der Sache, denn Kohle will jeder haben, um weiter produzieren zu können. Viele Namen waren hier maßgebend: neben Grillo und Kirdorf die Funke, Küppersbusch, Boecker, Franken und Honigmann. Blechwalzwerke entstanden, Eisenhütten, Drahtziehereien, Fabriken für Koch- und Heizgeräte, Maschinenbauanstalten für Bergwerks-, Hütten- und Kokereibedarf, Kessel- und Glaswerke. Die Industriellen setzten sich auf der Kohlengrundlage fest. Bis auf den heutigen Tag hat die Anziehungskraft nicht aufgehört. Allein 22 Betriebe sind hier, die mehr als 1000 Arbeiter beschäftigen. Von Mannesmann bis Flick gibt es kaum einen bedeutenderen Unternehmernamen, der in den Industriegesellschaften dieser Stadt nicht seine Hand im Spiel gehabt hätte. Von der Gutehoffnungshütte bis zu den Vereinigten Stahlwerken gibt es kaum

ein bedeutenderes Unternehmen, das hier nicht auf irgendeine Weise verankert oder festgelegt wäre oder eine Interessengemeinschaft hätte.

Die Arbeiter strömten in Massen aus dem Osten zu, hier noch stärker als anderswo im Revier. Zwar ist und war hier nicht das Zentrum des Reviers; dazu fehlte die Vorbedingung, die Kontrolle der Energiequellen durch einen unbeschränkten und unbestrittenen Machthaber. Aber sie war und ist der wichtigste Stützpunkt, das Reservoir, der gärende Kessel, aus dem das Revier zu sehr erheblichen Teilen gespeist wird. Die Gelsenkirchener Bergwerksaktiengesellschaft, die seit ihrer Gründung (1873) fünfzig Jahre lang unter Kirdorfs Leitung stand und den Namen der Stadt in alle Welt getragen hat, und das große Hüttenwerk des Schalker Vereins stellen wesentliche Faktoren in dem gewaltigen Montangebilde der Vereinigten Stahlwerke dar. Mit 350 000 Einwohnern ist Gelsenkirchen heute die drittgrößte Stadt des Ruhrgebiets. Mit einem Versand von fast zehn Millionen Tonnen jährlich hat es nach Berlin den stärksten Güterverkehr in Preußen. Mit seinem einige hundert Hektar umfassenden Wald- und Parkbesitz darf es sich die »Industriegroßstadt im Grünen« nennen. Mit seiner Rennbahn in Horst, seinem riesigen Sportplatz in der Löchterheide an der nördlichen Stadtgrenze, mit der westdeutschen Meisterelf Schalke 04 und mit dem Wassersportbetrieb auf dem Kanal ist es auch als ausgezeichnete Pflegestätte des Sports bekannt geworden. Es sucht Anschluß an die Architektonik der Zeit, sonst aber noch vielfach an eine Kultur, die schon ein wenig der Vergangenheit angehört. Hier liegt für Gelsenkirchen wie für andere Industriestädte der große Gefahrenpunkt. Die ehemaligen Ackerdörfer sind äußerlich aufgeschwemmt worden, aber sie halten an einem geistigen Zuschnitt fest, der ihrer Gegenwart nicht mehr entspricht. Sie sind

bestrebt, nachzuholen, was sie in den Zeiten der besinnungslosen Hochkonjunktur versäumt haben, statt sich an sich selbst zu orientieren und neu anzufangen. Nicht die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, sondern der Gegensatz zwischen der vorwärtsdrängenden technischen und der rückwärtsgewandten geistigen Haltung hemmt eine freie Entwicklung, für die nach der Eingemeindung von 1929, die mit einer überlebten Verwaltungseinteilung aufgeräumt hat, die Bahn frei wäre, – obgleich die Kohlenstadt augenblicklich sehr unter der Krise im Bergbau zu leiden hat, die ihr einen Verlust durch Abwanderung verursacht, welcher zeitweise 75 und darüber auf das Tausend der Bevölkerung betrug. Aber eine Zahl von 25 000 Menschen, die in Handel und Handwerk tätig sind, läßt erkennen, daß die Stadt sich bereits eine starke mittlere Bürgerschicht ankristallisiert hat und nicht mehr in dem Sinne wie etwa Hamborn oder Oberhausen als reine Arbeiterstadt angesprochen werden kann. Es ist richtig, daß es eine unkonzentrierte Stadt ist, die ebenso oft der Schauplatz heftiger Interessenkämpfe war wie der Anknüpfungspunkt für Verflechtungen und Verschmelzungen – eine Stadt voll verwirrender Eindrücke, die nicht betören, sondern beklemmen. In den meisten Städten gibt es fünf, sechs charakteristische Straßen, durch die man gehen kann, dann hat man alles gesehen, weil dieser Charakter sich immer, mit geringfügigen Varianten wiederholt. In diesem Sinne gibt es in Gelsenkirchen keine Straßen, durch die man gehen kann, es gibt eigentlich überhaupt keine Straßen, denn jede Straße scheint hier eine neue Stadt zu sein, und bevor man nicht alles gesehen hat, hat man nichts gesehen. Es ist weniger schwer, das Wesen einer Sache von ihrem Schein zu trennen, als zum Wesen vorzustoßen, wo überhaupt kein Schein vorhanden ist, und es ist weniger schwer, eine Hülle aufzuheben und darun-

ter die Gestalt zu entdecken, als eine Gestalt zu enträt-
seln, die selbst Hülle zu sein scheint. Für denjenigen, der
das spröde, maskenhafte Antlitz des Ruhrreviers zu er-
forschen trachtet, ist diese Stadt ungeheuer aufschluß-
reich –, wie sie für den oberflächlichen Betrachter grau
und öde und abschreckend sein mag. Aber schließlich
muß man sich darüber klar sein, daß sie nicht in einem
Lande liegt, das die Absicht hat, zu ergötzen, sondern in
einem Lande, das die Absicht hat, zu ernähren. Es gibt
Städte, mit denen man, wie man auf den ersten Blick zu
sagen pflegt, nichts anfangen kann. Diese sind die inter-
essantesten. Zu ihnen gehört die Kohlenstadt Gelsen-
kirchen.

Aus: »Das wachsame Hähnchen«
Wahnstadt erfindet sich neu

In dem bemalten Fensterglas des Malepartusturms brach sich die Tageshelle und tauchte den Raum, der nur aus Winkeln bestand, in ein kühles, heimliches Licht, in welchem der eirunde Kopf des Architekten wie vom Widerschein inneren Feuers errötete. Gustav Roloff liebte dieses »Gemach«, wie er es nannte, und auch Jaguttis war davon bezaubert; auch er meinte, dort, wo ihn von fern ein Hauch der Gotik anwehe, gewänne er besser und müheloser die Distanz zum Alltag und den Weg zu einer höheren Wirklichkeit. [...]

Eines Tages bemerkte er beiläufig, daß Wahnstadt eigentlich noch gar kein Gesicht habe. »Eben darum«, pflichtete Roloff bei und zupfte an seinem Schnauzbart, »eben darum will ich anfangen, ihm eins zu geben und den Schandfleck am Platz der Republik zu tilgen. Andere werden mir folgen, dafür wird schon die Mißgunst sorgen.« [...]

»Gewiß, Herr Roloff. Aber es besteht die Gefahr, daß die Stadt auf diese Weise nur neue Gesichter bekommt, die man anderswo nachahmen kann – statt eines Gesichts, das man nicht vertauschen kann. Wie wächst denn so eine Stadt? Ihre Energien verselbständigen sich. Sie hängen nicht mehr vom Menschen, der Mensch hängt von ihnen ab. Sie pflanzen sich stärker fort als die Menschen, deren Mark sie verbrauchen. Kaum, daß sich die Stadt, die Aussaat des Lebens gegen die Ernte des Todes gewogen, noch aus sich selbst vergrößert. Sie vergrößert sich durch den Zustrom der auswärtigen Reserven und durch die Einverleibung der Orte, die vor ihren Toren liegen. Nun wohl. Sie hat Hunger, sie muß essen. Sie hat keinen Platz, sie muß sehen, wo sie ihre Leute bettet. Sie ist wie ein Fluss, Herr Roloff, wie ein Fluß,

der, mit schwellenden Talwässern geladen, über die Ufer schäumt und das Land aufreißt und eine Menge Pfützen zurückläßt, worin er sein Treibgut abwirft. Aber eines Tages leckt ein guter Wind die Pfützen auf, dem durchnästen Boden entquillt ein warmer Dampf, fett und trüchtig hebt sich die nachgedunkelte Erde. Sehen Sie – genau so füllt sich das Überschwemmungsgebiet der Stadt nach und nach mit Fruchtbarkeit. Was geschieht alsdann? Die Saat der Spekulanten geht auf, sprießt und reift und überwogt den alten Kern der Stadt. Was ehemals Vorort war, wird jetzt Vormacht; es nimmt die Stadt in Besitz, die nach ihm griff, es beherrscht ihr übermaltes Bild, es beglänzt ihren würdigen Namen, es beherbergt drei Viertel der gesamten Bürgerschaft. So entwickeln sich alle Großstädte – wie eine Zwiebel, Herr Roloff, die Schale um Schale ansetzt, und zuletzt macht die Masse dieser Schalen überhaupt erst die Zwiebel aus. Oder noch besser, wie ein Baum, der Jahr für Jahr mit neuen Ringen sich umgürtet, und nachher mißt man an den Ringen die Güte des Holzes. Es ist nichts Wunderbares dabei, nur manchmal etwas Beängstigendes.«

Er holte einen Stadtplan aus seiner Mappe. »Sehn Sie sich an, wie Wahnstadt auf der Karte aussieht. Unscheinbar und wesenlos auf den ersten Blick; eine Stadt, mit der man, wie man eilfertig zu urteilen pflegt, nichts anfangen kann; überall Einbrüche in die Landschaft, da was angeknabbert, dort was angeknabbert. Rohmaterial für einen Baurat.« Er riß das Fenster auf und fuhr fort: »Und sehn Sie jetzt hinunter auf das Gewirr dieser Engpässe, auf dieses Ameisengekrabbel der ineinander verschachtelten Dächer, diese lastenden Mauern mit ihren großen Dunkelheiten, keine Luft zum Atmen, keine Achse zum Bewegen, kein Raum zum Leben, kein Le-

bensraum, Herr Roloff das ist das Wort, kein Lebensraum! Das schreit ja förmlich nach einem Generalbauplan!»

Gustav Roloff wurde, vielleicht zum erstenmal in seinem Leben, ganz kleinlaut. Achsen! Lebensraum! Generalbauplan!

Es wirbelte in seinem Kopf. Es verschlug ihm den Atem. Es war eine neue, bezwingende Welt, die sich da vor ihm auftat. Es war eine grandiose Raum- und Worterscheinung, die sich ihm wie Sphärenmusik mitteilte. Ergriffen sah er bald das hallende Straßendickicht, bald den Architekten an, der mit seinem steilen Schädel, dem scharfkantigen Nasenrücken und dem mühsam eingeklemmten Monokel unheimlich verkürzt wirkte, fast wie ein Profil von vorn.

»Was ist da zu tun?« stammelte er eingeschüchtert.

»Eine ganze Masse«, gab Jaguttis zurück und schloß das Fenster so hastig, daß Roloff, der noch dort stand, ganz verduzt dreinschaute. Der Architekt erläuterte sein brüskes Vorgehen: »Man muß den Blick dort hinunter genossen haben, um zu erkennen, was geändert werden muß. Sie haben sich mit eigenen Augen davon überzeugt, daß dieses Stadtgebiet kein Organismus ist, keine geprägte Form. Daher heißt es, die Kanten und Haken der zufälligen Naturgeschichte abzuschleifen. Jetzt muß man das Fenster schließen, die störenden Einflüsse des Gegenständlichen verbannen und sich allein der Führung seines geistigen Auges überlassen. Ein Städtebauer, müssen Sie wissen, Herr Roloff, darf nämlich niemals vom Vorhandenen ausgehen, sondern nur vom Entwicklungsnotwendigen, von einer Generalidee, die seine Ansicht über die wahrscheinliche Entwicklung des Verkehrs mit seinem Verständnis für die künstlerischen Momente der Landschaft vereinigt, denn der Gestalter ist mehr

dem künftigen Geschlecht verantwortlich als dem lebenden.«

Er nahm das Monokel herunter und setzte sich erschöpft, wie ein Tragöde, der sein Innerstes verströmt hat.

Nicht lange blieb Roloff außer Fassung. Blitzschnell hatte er sich das neue Kapital bestrickender Vorstellungen einverleibt, und sofort begann er, damit zu arbeiten. Wenn es möglich war, dem Begriff Wahnstadt eine andere Richtung zu geben – weshalb sollte es nicht durch ihn geschehen? Er vermutete gleich, daß Jaguttis sich im Besitz einer Generalidee befinden müsse, und er irrete sich nicht. Es war auch nicht schwer, sie ihm zu entlocken, denn er suchte natürlich Bundesgenossen, und wer hätte sich besser dazu geeignet als Gustav Roloff, der tapfere Pionier einer neuen Zeit?

So saßen sie beharrlich im Turmzimmer, dessen Decke von feuchten, braun geränderten Kringeln befleckt war, weil der Taubenmist das Dach zerstörte. So waren sie beharrlich über Pläne gebeugt, von denen Jaguttis behauptete, daß sie dem Aufbau einer durchgeistigten Großstadt und der Vermittlung zwischen Arbeit und Kultur gewidmet seien. Er fertigte zwei Zeichnungen an, »um die Bahn von der zentrischen Großstadt zur dezentrischen Stadtlandschaft an chirurgischen Schnitten zu demonstrieren«. Die eine lehnte sich noch an den tatsächlichen Stadtplan an, schematisierte aber schon die Straßenzüge, damit sie in das System des Generalbauplans paßten. Was nicht passen wollte, mußte zurechtgebogen werden. Ein dicker, raupenförmig gekrümmter Längsbalken war die Amsterdamer Straße, nachdem sie oben und unten, über Häuserzeilen hinweg, gewaltsam verschoben worden war; dadurch rückte sie an diesen Stellen, wo sich das augenblickliche Stadtbild ausbuchete, fast genau in die Mitte.

»Dies ist die Nord-Süd-Achse«, sagte Jaguttis, »ich habe sie so gelegt, daß die Stadt nicht mehr verkrüppelt, nicht mehr einhüftig wirkt.«

Von hier aus schnitt er nach beiden Seiten korrespondierende Figuren aus, Halbkreise, Hufeisen, Dreiecke, Trapeze, die er »Kerne« nannte – Arbeitskern, Handelskern, Verkehrskern, Amtskern, Organisationskern, Wohnkern, Kulturkern, Grünkern, Rotkreuzkern, je nachdem eine Fabrik, ein Warenhaus, ein Bahnhof, eine Behörde, ein Verbandsgebäude, eine Villa, ein Theater, ein Park oder ein Krankenhaus darin lag. Diese Kerne übertrug er auf die zweite Zeichnung, wo er sie, Häuser durchbohrend und Straßenfluchten sprengend, zu mehreren inmitten gewaltiger Ringe zusammenfaßte. Jetzt hießen sie »Räume«: Arbeits-, Handels- und Verkehrskern bildeten den Wirtschaftsraum, Amts- und Organisationskern den Verwaltungsraum, Wohn- und Kulturkern den Erholungsraum, Rotkreuz- und Grünkern den Wohlfahrtsraum. Plötzlich war die Stadt ein Schrank mit Schubfächern geworden, eine geregelte Registratur, wo man alles gleich greifen konnte.

Was sich noch nicht im richtigen Fach befand, mußte eben umgruppiert werden. Was noch nicht in hinreichender Menge vorhanden war, um ein Fach zu füllen, mußte eben herbeigeschafft werden. »Nicht heute oder morgen, aber vielleicht schon übermorgen. Wir müssen vorausschauen; kommende Generationen sollen uns nichts vorzuwerfen haben, es geht jetzt rasend bergauf.« Roloff nickte eifrig. »Das soll wohl sein, ich merke es am Bierverbrauch. Der Bierverbrauch ist das sicherste Wirtschaftsbarometer. Vor zwei Jahren noch kamen bloß fünfzig Liter jährlich auf den Kopf unserer Einwohnerschaft, heute schon neunzig, das ist beinahe wieder soviel

wie vor dem Krieg. Damals waren es hundertzwei. Nochmal zwei Jahre, und wir haben diese Ziffer überholt. Es geht voran, und das freut ein' denn ja auch.«

[...]

»Die Natur, Herr Roloff, ist der untrüglichsste Wegweiser. Die Wahnstädter Achse läuft von Süden nach Norden. Der Süden ist das Symbol alter, echter Kultur und sonniger Lebensfreude – alles dessen, was den Sonntag des menschlichen Lebens ausmacht. Der Norden ist das Symbol neuester, großzügiger Erfassung des Werktags. Die Nord-Süd-Achse ist die Brücke vom Alltag zum Sonntag. Sie ist der Weg der Heiligung des modernen Arbeitsmenschen.«

[...]

Roloff stützte den Kopf in die Hände und brütete mit gefurchter Stirn über den Zeichnungen. Es arbeitete in ihm: die Stadtverwaltung weiß noch nichts, man könnte unter der Hand Gelände kaufen. Die Stadtverwaltung ist noch nicht dafür, aber man kann die öffentliche Meinung gegen sie aufbringen. Die öffentliche Meinung? Ja. Also erstens die City-Gesellschaft. Man muß den Generalbauplan bloß noch ein bißchen dreheln. Wenn zum Beispiel der große Durchbruch mitten durch das Modenhaus Rehberger ginge ... Oder wenn Hackforths Budike rasiert würde ... Es wäre ein prima Geschäft, die Stadt müßte ankaufen. Und den Malepartus muß die Stadt natürlich haben, wenn sie aus der Amsterdamer Straße die große Achse machen will ... Reckmann muß tüchtig über die Verkehrshindernisse schimpfen. Reckmann muß plausibel machen, welche Häuser im Interesse der Öffentlichkeit von der Stadt erworben werden müssen ... Öffentliches Interesse ist natürlich eine kostspielige Sache, wer da Opfer bringt und sein Besitztum zur Verfügung stellt, an dem er mit allen Herzfasern hängt, der muß besonders gut entschädigt werden. Damit mir Reckmanns Verleger nicht in die Quere kommt,

muß man dem auch 'n Happen hinwerfen. Die Neuesten Nachrichten liegen in der Armsündergasse ... Übrigens 'n historischer Ort, sagt Brilon; wo jetzt die Redaktion der Neuesten ist, mußten früher die armen Schächer durch, denen der Galgen winkte ... »Also da muß noch 'n Durchbruch hin«, sagte er aus Versehen ganz laut. – »Wo, Herr Roloff?« Jaguttis klemmte sein Monokel fester und verzerrte dabei schmerzhaft den Mund. »Über Einzelheiten läßt sich immer reden.« –

»Nu natürlich«, erwiderte Roloff, »wollen Sie die Presse nicht informieren?«

»I wo, wo darf man denn. Wenn ein Wörtchen davon in der Zeitung stünde, ginge doch gleich die Grundstückspekulation los.«

»Das ist aber auch wahr. Da ginge gleich die Grundstückspekulation los. Als Idealist muß man an alle Schlechtigkeiten denken.« Er sah ihn aus gelben Augenwinkeln lauernd an und strich sich dabei über die stacheligen Brauen. Jaguttis senkte rasch den Blick aufs Papier und setzte seinen lehrreichen Vortrag fort.

»Stellen Sie sich die Stadt als einen lebendigen Körper vor, in dem das Blut durch die Adern kreist. Jeder Raum hat seine Herzkammer, von wo der Blutstrom durch die Arterien kreist – das sind die Straßen erster Ordnung, die Ausfalltore –, und wohin er durch die Venen zurückkehrt – das sind die Straßen zweiter Ordnung, die Einfalltore. Es ist genau der Anatomie nachgebildet, Arterien rot gezeichnet, Venen blau, bis zu den Kapillarnetzen, diesen feinen Verästelungen der Blutgefäße im Erholungsraum, und den Venenklappen, diesen Stauventilen freier Plätze am Rand der einzelnen Kerne. Die Natur ist der beste Architekt. Ein guter Architekt entlehnt ihr heute alle seine Begriffe und Methoden.«
[...]

So wurde allmählich der Generalbauplan nach Roloffs Angaben vervollständigt. Ohne daß Jaguttis seine sachlichen Motive aufzugeben oder zu ändern brauchte, wurden alle neuen Straßen durch die Besitztümer maßgeblicher Bürger geführt. Dem Architekten erschien das alles naturnotwendig: der Handelskern sei ja die eigentliche Altstadt, wo am meisten Wind hineingelassen werden müsse. »Ihr Charakter wird nicht angetastet. Sie muß, was unten weggenommen wird, an Höhe wiederhaben. Ich denke mir eine Symphonie von Hochhäusern, flankiert vom Kongreßpark, dem heutigen Glockenpark, der zu einer ringförmigen gartenarchitektonischen Musteranlage mit riesigen Versammlungsräumen umgestaltet wird. Nicht wahr, Sie verstehen, was mir vorschwebt? Eine einheitliche Architektur vom Grashalm bis zum Dachziegel. In der Altstadt verschwinden alle Wohnungen. Es gibt dort keine Kinder mehr auf der Straße. Frauen kommen nur gastweise hin, zur Schaufensterpromenade, zum Einkauf, oder als Stenotypistinnen, Verkäuferinnen, Packerinnen, rasch ins Geschäft, rasch zum Imbiß, rasch nach Hause. Hier herrschen der Kaufmann und der Gaststättenbesitzer. Es ist die Männerstadt. Es ist, was die City in London ist. Wieviel hier im Wirtschaftsraum verdient wird, das wird man dort im Erholungsraum an den kultivierten Wohnungen, an den eleganten Frauen und an den lichtüberströmten Festsälen ablesen können.«

So redeten sie bei einer Zigarre von Geschäften und übersinnlichen Dingen.

Über ihnen gurrten die Brieftauben.

Für den Fall, daß es Roloff gelänge, wenigstens einen Teil der Generalidee durchzusetzen, versprach Jaguttis einen Nachlaß von zwanzig Prozent auf das Honorar für das Parkhotel Hindenburg. Er hatte es demgemäß hoch genug veranschlagt.

[...]

Wie die Rüstungsindustrie, die einen Staat veranlaßt, Drohungen auszustoßen, damit der andere gleich die Folgen der Drohung unwirksam zu machen sucht, so arbeitete man auch hier mit Versuchsballons. Zum Beispiel meldete Reckmann alle paar Wochen, Eitelfeld plane dies und Kohldorf das –: sofort plante Wahnstadt dies und das. »Es muß völlige Klarheit darüber bestehen, daß vermutlich in absehbarer Zeit Wahnstadt vor der Frage stehen könnte ...« Mit dieser verklausulierten Formel fing es jedesmal an. Aber wo immer eine neue Schöpfung die benachbarte Stadt um einige Längen schlug, da erklärte der Verantwortliche: es sei beileibe keine Herausforderung des Nachbarn, man stehe zum Grundsatz der Arbeitsteilung unter den Städten, und nicht jede Stadt müsse dies besitzen, was die andere besäße, doch sei, was man nun geleistet habe, von unermeßlicher Bedeutung für die Gesamtheit der Nation ... So war es in Eitelfeld, so war es in Wahnstadt, so war es in Kohldorf. So sprach Hundacker, so sprach Schwandt, so sprach Valentin Moos. So sprachen mit ihnen im Chor die Pressechefs und die Matadore der Bürgervereine, die sich in sämtlichen Stadtbezirken nach dem Muster des wachsamem Hähnchens bildeten.

[...]

Eines Morgens, als die Bürger erwachten, schrie es ihnen entgegen: »Irrtümer vergangener Jahrzehnte! Überlebte Anschauungen! Städtebauliche Erschließung!« Und es begann der Durchbruch durch Häuserwände, die Erbreiterung der Straßen, Plätze und Bürgersteige.

Spitzhacken bollerten. Geköpfte Bäume standen wie Vermessungsstäbe. Alles lichtete sich. Alles wurde durchsichtig wie ein durchforsteter Wald. Die Geborgenheit traulicher Hausgiebel war dahin. Nichts blieb von ihnen als verwiterte Stümpfe, aus denen Sonne und Wind den Moder laugten. Windschief, zerschlissen, fahl und kalt in ungewisse Fernen stierend, flehten sie den Himmel

an, der plötzlich mit seinem gnadenlosen Licht auf sie herabgefallen war.

Theodor Reckmann durchstreifte die Stadt wie ein Förster, der die Bäume anschält, welche gefällt werden sollen. Roloff wies ihm den Weg. Franz Hackforth wetteerte und fluchte. Sein Haus war angeschält! Sein urwüchsiges Haus sollte unter frevlerischen Axtstreichen zusammenbrechen! Es riß ihn aus dem Sinnen, in welches er wegen der Aufwertung seiner Hypotheken versunken war. Nun redete er alles wirr durcheinander: »Jeder hat heute Privateigentum zu verteidigen, jeder! Auch der Renten- und Pensionsempfänger! Auch der kleinste Sparer! Die Steuern sind eine versteckte Sozialisierung! Jeder altererbe Besitz wird enteignet! Der reinste Bodenbolschewismus!« Er zeterte wie ein Trunkenbold. Reckmann gröhlte dazwischen: »Was der Bauer nicht kennt, das frißt er nicht, na prosit!« Ging der mit den Bürgern um ..., aber sie wußten, warum sie es sich gefallen ließen. Noch dieser kleine Lump sonnte sich in der Großmacht Presse ... So dachte Brilon, der manches mitanhören mußte, notgedrungen und widerwillig, als Sekretär der City-Gesellschaft, der er immer noch war, obschon Schwandt ein Entgegenkommen in Personalfragen zugesichert hatte ...

Hackforths eingetriebener Glatzenkopf glänzte wie eine Speckschwarte. »Eigentumsfeindliche Maßnahmen«, hörte Brilon ihn räsonieren, »lauter eigentumsfeindliche Maßnahmen ...« Der Obermeister der Fleischerinnung leierte seine Litanei herunter; auch seine »Volksgemeinschaft« wälzte er wie ein Stück Kaugummi im Munde herum. Darin war er unverbesserlich.

»Laß ihn, Theo«, sagte Roloff, »er is' n toter Mann, wenn er nicht mehr nörgeln kann. Wir werden ihn schon rumkriegen. Wir werden ihn schon kirre machen. Er ist einer von denen, die man gegen ihren Willen glücklich machen muß, und das freut ein' denn ja auch.«

Wie er das wieder sagen konnte! Und er hielt Wort. Die Stadt zahlte für Hackforths verschrumpeltes Häuschen eine halbe Million. Er ließ sich am Rand des Stadtwalds von Jaguttis eine Villa bauen und schwor der Liebe zum Alten ab, nachdem sie ihre volle Schuldigkeit getan. Mit seinem Schlächterladen zog er später in das erste städtische Hochhaus ein, das die Wabag in der Armsündergasse errichtete, an der Stelle, wo sich die »Neuesten Nachrichten« befanden. Die Gasse wurde dem Erdboden gleichgemacht, der Verleger mit fünf Millionen entschädigt. Er baute sich ein eigenes Hochhaus in der Nähe des Glockenparks. »Neue Kathedralen« nannte Jaguttis die Hochhäuser. Stövesand sagte: »Etwas Prozentum versteht sich von selbst.« Der Platz über der ehemaligen Armsündergasse erhielt den Namen »Friedensplatz« – die beste Widerlegung der stadtbaurätlichen Auffassung, daß aus solchen Seitenstraßen niemals etwas werden könne.

Und wieder schrie es eines Morgens, als die Bürger erwachten: »Der Moloch Verkehr! Rette sich, wer kann!«

Atemlos war Jaulenhoop aus Eitelfeld gekommen: dort hatten sie schon Schutzinseln, Lichtsäulen, Einbahnstraßen und Verkehrsposten. Auf den kostbaren Seiten der »Neuesten Nachrichten« pilgerte Reckmann durch die Stadt und malte an jede Straßenkreuzung einen Totenkopf: »Moloch Verkehr fordert Menschenleben!« Der »Lokalanzeiger« ging ihm nach und setzte seinen Ehrgeiz darein, noch mehr Gefahrenpunkte zu entdecken und noch mehr Totenköpfe zu malen. Reckmann wurde Unfallstatistiker; Eisenmenger speiste ihn mit Material, um die Aufmerksamkeit von den überhandnehmenden Unfällen in industriellen Betrieben abzulenken. Gutzeit wurde Umsatzstatistiker: »Moloch Verkehr hält die ängstlichen Landfrauen vom Einkauf in der Großstadt ab!« Wahnstadt überflügelte Eitelfeld; es

hatte die modernsten Lichtsäulen, die praktischsten Verkehrskanzeln und die farbigsten Wegweiser. Kohldorf überflügelte Wahnstadt; es hatte im Städtekranz die ersten Verkehrsampeln und die meisten uniformierten Ordner. Mit heroischer Geste lenkten sie ein sehnsüchtig erwartetes Auto über einsame Straßen.

Wo kein Verkehr war, wurde er durch Verkehrsregelung ersetzt. Viele Bürgersteige wurden vergittert; man machte den Menschen klar, daß sie schutzlose Passanten seien, jede Sekunde unter die Räder kommen könnten. Sie wurden an die Leine genommen und durften nicht mehr gerade über die Straßen gehen; wie die Kamele in der Zirkusmanege mußten sie rund um die Plätze herumlaufen, um auf die andere Seite zu gelangen – sonderbare Heilige, die fortwährend murmelten: »Wir haben keine Zeit ... keine Zeit ... die Hatz ... Tempo ... die Hatz ...« – und dabei statt der Wege nur noch Umwege machten.

So wurde der Teufel an die Wand gemalt, damit man beweisen konnte, welcher Held man war, ihn bei den Hörnern zu packen. [...]

Und noch eines anderen Morgens, als die Bürger erwachten, schrie es ihnen entgegen: »Mehr Verkehr! Ein armes Volk kann es sich nicht leisten, schlechte Verkehrswege zu haben! Wir stehen erst am Anfang der Motorisierung!«

Streit bis aufs Messer: einer bezichtigt den anderen der Taschenspielerlei mit Zahlen; Wahnstadt will den stärksten Güterverkehr, Eitelfeld den stärksten Personenverkehr haben; es stellt sich heraus, daß in Wahnstadt mehr Fahrkarten verkauft werden; Jaulenhoop errechnet schadenfroh, daß selbst in Kohldorf auf den Kopf der Bevölkerung mehr Eisenbahnfahrten als in Eitelfeld entfallen; Eitelfeld weist nach, daß in Wahnstadt wie in Kohldorf der Nahverkehr überwiegt und die Kilometerzahl der in Eitelfeld ausgegebenen Fahrkarten

zehnmal größer ist als in den beiden anderen Städten zusammen; Hundacker spielt mit dem Gedanken einer Untergrundbahn; Hundacker setzt durch, daß die großartige Autostraße, die im Stromgebiet gebaut wird, zwölf Meter breit und mit zwei Fahrbahnen, Wahnstadt und Kohldorf links liegen läßt; dort schreien sie auf: »Ein unerhörter Affront!«; Eitelfeld konstatiert, daß es im Wahnstädter Bezirk mehr Fahrräder als Kraftfahrzeuge gibt; dort schreien sie noch mehr, weil sie gegen die sachlichen Gründe nicht ankönnen, unter welchen Eitelfeld seine Herrschbegierde versteckt; Valentin Moos regt sich auf, weil in Kohldorf FD-Züge nicht halten, eine Schikane der Reichsbahndirektion, die sich natürlich in Eitelfeld befindet; Schwandt verlangt einen neuen Hauptbahnhof, neue Unterführungen, neue Schienenstränge, neue Zugverbindungen; die Eitelfelder Reichsbahnräte belachen den Aufruhr, lassen die Herren von der Stadt Bittgänge tun und antichambrieren, sagen kühl, daß der Verkehrsapparat jetzt schon größer ist als der Verkehr und daß sie gern neue Bahnhöfe bauen wollen, wenn die Städte für solche Repräsentationszwecke die Kosten tragen; Jaulenhoop haut mit der flachen Hand auf den Tisch und will »Remedur schaffen«, Roloff findet, daß es ein Skandal ist, wenn eine Stadt von einer halben Million nichts »über ihren Bahnhof zu sagen« hat – und alle, alle möchten am liebsten ganz Berlin verlegen, nach Wahnstadt, nach Kohldorf, nach Eitelfeld, je nach Herkunft der Sprecher. – –

Gefaßt und gesichert konnte die Bevölkerung sich abends schlafen legen, und wenn sie sich morgens die Augen rieb und den jungen Tag anblinzelte, hatte sie abermals die Gewißheit, daß ihre Führer regsam und unermüdlich waren, voller Entschlußkraft, ermutigt durch maßlosen Stolz. [...]

Ohne Ankündigung, ohne daß man sich dessen hätte versehen können, innerhalb weniger Stunden, möchte

man beinahe sagen, so wie mitunter plötzlich Gewölk und Sturm die leuchtende Milde des Himmels durchfegt, daß man, ehe mit krachendem Getöse die Finsternis hereinbricht, gerade noch Zeit hat zu sagen: »Eben schien doch noch die Sonne« – so plötzlich wurde es still in der Kongreßstadt, für eine ganze Weile still, und durch diese Stille geisterte das alte Wahnstadt hindurch. Das alte –? Das Gespenst des alten. Immer dünner wurde der Lärm der Fabriken, immer dichter die Masse der feiernden Arbeiter. Während Drobeck fortfuhr, in himmelstürmender Sprache die Wahrzeichen der Kongreßstadt zu preisen, die Hochhäuser, die geweiteten, ausgelüfteten Straßen und Plätze, die Kirchen, Verwaltungsgebäude und Villen – einem Schiffbrüchigen ähnlich, der sich auf dem Wrack eines stolzen Schiffes mit dem Mute der Angst gegen die Dünung stemmt (oder, wie böse Menschen sagten, einem Esel gleich, der, einmal in Schwung gebracht, nicht mehr Stillstehen will) – während Stadtrat Drobeck tat, was seines Amtes war, drang von der anderen Seite, unaufhaltsam und ungerufen, abermals ein neues Stadtbild vor: eine triefäugige Elendskirchweih aus leeren Verheißungen und getäuschten Hoffnungen, aus gebrochenen Schwingen und verlassenen Plänen. Schon reichte die Kraft, die altes Gemäuer noch stürzen konnte, nicht mehr hin, neues an seiner Statt emporzuschichten: »die Stadt verharrt im Zustand des schöpferischen Chaos«, sagte Jaguttis.

Der letzte Bauherr war die städtische Sparkasse. Nachdem sie sovielen geholfen hatte, half sie sich selbst; nachdem sie Stövesand soviel hatte bauen lassen, ließ sie sich etwas von Stövesand bauen. Ihr Hochhaus war die letzte Festung, an die sich alles klammerte, der letzte solide Schutz, ohne Risse, ohne absackenden Grund, der einzige Zufluchtsort ohne Falsch, ohne Trug, ohne Hinterhalt. Man wurde nicht reich davon, daß man sparte,

doch ergatterte man wenigstens ein Ehrenkleid für die Armut.

Es mehrten sich wieder die Baulücken; Obstbuden, Trinkhallen und Milchhäuschen säten sich drüberhin aus, und bis in die späte Nacht währten dort die Ansammlungen halbwüchsiger Burschen, die Zigaretten bettelten und dabei krumme Geschichten ausheckten, der Arbeit gewaltsam entwöhnte Burschen mit käsigen Gesichtern und unsteten, den offenen Blick scheuenden Augen. Heringskarren und Eiswagen waren die vorzüglichsten Nahrungsmittelfuhrwerke, die durch die Stadt kutschierten. In den Nächten wurden die Münzapparate der Fernsprechkäuschen, auf die Roloff so stolz gewesen, erbrochen und beraubt, die »Grünanlagen« des Gartenamts vandaliert und bestohlen, und es dauerte nicht mehr lange, bis die Unzahl der Wächter daselbst die charakteristischste Erscheinung der Kongreßstadt war ... Sogar die Eichen im Stadtwald schrumpften ein: kahl gefressen von Raupen, reckten sie ihre verknorrten Arme trübsinnig in die Luft. Weltstadt und Natur, alles wurde den Menschen zugleich vereckelt.

Alle hatten ihr Schäfchen geschoren, keiner hatte es ins Trockene gebracht, und die Wolle war wie Spreu im Winde verweht. Denn was sie geschoren hatten, hatte ihnen nicht gehört. »Unrecht Gut gedeihet nicht«, warnt das Sprichwort: mußte nicht in der Welt der Sprichwörter ein Sprichwort recht behalten? – Wohlstand hatten sie nicht erzeugt, sondern ausgeliehen, wirkliches Leben nicht gemeistert, sondern ein vermeintliches daneben aufgetürmt, die Rechnung nicht in getreuer Abzahlung beglichen, sondern durch Großzügigkeit verhöhnt. Das Unbeschreibliche, hier war es getan–: ein ziffernmäßiger Effekt ohnegleichen erreicht, neue Arbeitsprovinzen von Forschern und Ingenieuren erschlossen, Menschen voll Hunger nach Ware, Lager gefüllt bis zur Decke – und alles Attrappe, alles Pappdeckel, alles ein Dreck.

In den prunkenden Villen der Reichen begann man sich einzuschränken – – teils, weil man es mußte, teils weil die Luxuspsychose lange genug gewährt hatte und eine neue Psychose fällig war; »denn der Mensch liebt die Veränderung«, sagte Schwandt. Plötzlich galt es als unvornehm, ein Pfund Kaffee auf einmal einzukaufen, und als vornehm, in kürzeren Abständen zehnmal je ein Zehntel zu verlangen. Man bildete sich ein, bei diesem Verfahren ungeheure Beträge zu ersparen. Man behalf sich mit drei Hausmädchen, wo man früher ihrer vier hatte, und die Hausfrau brüstete sich beim Kaffeekränzchen damit, daß sie nun »eben selbst mitanpacken« müsse. Es gehörte zum guten Ton, keine Waschfrau mehr zu haben, weil das Einkommen von zwanzigtausend auf fünfzehntausend gefallen war, sich klein zu machen, einander zu bezeugen, wie mutig, wie rasch, wie geschickt man sich in die Krisenzeit hineingefunden, einander zu bemitleiden, welche Opfer man nun wieder auf sich nehmen müsse, einander im Abbau zu übertrumpfen.

[...]

Aufmachung! Aufmachung!

In den Fenstern hingen Plakate: »Großer Konkursausverkauf mit dreißig bis sechzig Prozent Rabatt« –: kam man hinein, so erfuhr man, daß der bessere Teil der Waren vom Rabatt ausgenommen war. In den Lampengeschäften hingen brennende Lampen mit Preisschildern –: hinterher wurde dem Käufer bedeutet, daß die Birnen im Preis nicht inbegriffen seien, als ob eine Lampe eine vollgültige Ware wäre, wenn ihr das Stück, das sie zum Gebrauch geeignet machte, fehlte.

Aufmachung! Aufmachung!

Jeder wollte überall sein, jeder überall ein dringendes Bedürfnis finden, um ihm abzuhelpfen, jeder überall

mehr erfüllen als seinen Beruf, jeder überall, die Stoppuhr in der Hand, zum Universalgenie sich bilden, jeder überall von Reserven zehren, die im Monde lagen.

Dabei knisterte, bröckelte, rumorte es allenthalben. Zu allem übrigen kam die künstliche Inflation der Ladenlokale: kein Wohnungsneubau ohne spekulative Geschäftsräume, die Unkundige und Kapitalschwache verleiteten, einen Laden aufzumachen. Sie konnten von Glück sagen, wenn sie ihre zwei- bis dreihundert Mark Miete im Monat abverdienten, und brauchten für das eigene Leben nichts mehr zu erwarten. Gleichzeitig vermehrten sich die Filialen der Werkskonsums und Genossenschaften, die noch am ersten hohe Mieten aufbringen konnten und danach trachteten, in jedem neuen Wohnblock Fuß zu fassen. Dirigierten sie in die qualmigen Arbeiterviertel die Ausschußware für eine Bevölkerung, die von der Hand in den Mund lebte, so boten sie hier beste Qualitäten zu gleich niedrigen Preisen an. Die privaten Geschäftsleute, die gehofft hatten, in den Randsiedlungen teurer verkaufen zu können, gerieten in Bedrängnis.
[...]

Immer schwieriger wurde für Gutzeit die Vermittlung zwischen den kleinen, mittleren und großen Gruppen seines Verbands. Ein Zehntel der Mitglieder erreichte gerade noch einen Gewerbeertrag von fünfzehnhundert Mark. Je mehr sie dem grollten, was sie die staatliche Vergewaltigung der freien Wirtschaft hießen, desto mehr wünschten sie einen Knebel für die wirtschaftliche Freiheit, wo sie mit ihren Privatinteressen nicht übereinstimmte. Wer im Konkurrenzkampf weniger widerstandsfähig und weniger ideenreich war, rief sofort den Staat um Hilfe an, damit er ihn mit Gesetzeszwang gegen die größere Beweglichkeit des Konkurrenten schütze und das freie Spiel der Kräfte ausschalte, das sich zum Nutzen des Verbrauchers auszuwirken drohe. Wer seinen Kunden keinen Rabatt, keine Gratiszugabe

mehr bieten konnte, entdeckte mit einem Mal, daß diese Gepflogenheit wider die guten Sitten verstoße und »selbstverständlich« auf Kosten der Hauptware gehe. Wer es sich noch leisten konnte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, vergalt es mit Ungleichem. Schenkte der Kaffeehändler auf zehn Pfund Kaffee eine Tasse, so verschenkte der Porzellanhändler auf drei Tassen ein Pfund Kaffee. Jeder stand in Abwehr gegen jeden –; und mehr als irgendein gesetzgeberischer Akt war es dies, was dem Prinzip der freien Wirtschaft (nach welchem es doch, solange nichts Betrügerisches dabei war, jedermann hätte überlassen bleiben müssen, wie er seinen Umsatz heben wollte) den Todesstoß versetzte.

Zuletzt wurde unter freier Wirtschaft nur noch die Freiheit verstanden, nach Belieben mit Arbeitern und Angestellten umzuspringen und nach Belieben die Preise in die Höhe zu treiben, und als Endziel der Berufsehre erschien die »gute Presse«. Ein Syndikus, der keine Pressestelle hatte, konnte einpacken. Gutzeit richtete sich danach. Er packte nicht ein. Er geizte nicht mit Richtigstellungen, Berichterstattung und Auskunftserteilung an die Presse. Er kaufte ein Korrespondenzbüro an. Er schuf Ventile für die Erregung in den Reihen der Kaufmannschaft. Er lernte von Freund Eisenmenger. Ohne Bindung an die Stadtverwaltung, wie er war, legte er als erster Bürger die kritische Sonde an alle städtischen Einrichtungen.

Aber Jaulenhoop, der Schwerfällige, Halsstarrige? – Ihm hielt man Gutzeit als Vorbild hin. Ihn drangsalierte man. War es ein Wunder, daß die Handwerker rabiater als die Geschäftsleute waren? Essen, trinken, sich kleiden muß der Mensch, tut er es auch noch so schlecht und billig; Häuser dagegen, Möbel, Installation, das kann man verfallen lassen, solche Reparaturen gehören nicht zum nackten Leben. Und die Stadt –? Die hatte ihre eigenen Regiebetriebe, hatte die Wabag, hatte Stövesand –

und Stövesands splendide Bauleitung, die immerhin einige unter ihnen an die Fleischtöpfe Ägyptens geführt, hatte die Hände im Schoß.
Wozu saß eigentlich Jaulenhoop im Vergebungsausschuß?

Um den 17. Juni 1953

1. Berlin und Korea

Zum erstenmal sind es die Ostberliner, die den Namen Berlins als einer der sichersten Stützen des Freiheitskampfes in alle Welt tragen. Als in der Blockadezeit Westberlin ein Beispiel gab, haben wir immer auch der Bevölkerung Ostberlins gedacht, von der wir wußten, daß sie auf unserer Seite stand und begeistert mit mehr als mit den Gedanken bei uns wäre, wenn sie es unter dem roten Joch tun könnte – so wie sie ja auch bei den Wahlen von 1946 ihren Anteil an der Zerschlagung der Kommunisten hatte. Daß wir in Westberlin das wußten, erhöhte unseren Widerstandswillen, und daß unser Widerstandswille so fest blieb, stärkte wiederum die Moral Ostberlins. Damals war zwischen den beiden Teilen der Stadt eine ähnliche Wechselwirkung wie in Westberlin zwischen den Deutschen und den westlichen Alliierten.

Nun also sind es die Ostberliner, die den großen Ruf Berlins erneut befestigen und den vielen, schon etwas leer gewordenen Vergleichswörtern, die man für die Stadt gefunden hat, wieder einen echten Inhalt geben. Die Umstände, unter denen es geschieht, vermehren die Bedeutung. Während ein großer Teil der westlichen Völker, sogar mancher Regierungen, von der sowjetischen Ölzeig-Offensive so benebelt worden ist, daß er in einer Entfernung von vielen hundert Kilometern um Gottes willen nichts mehr für die Stärke des Westens tun will, »weil es die Sowjets reizen könnte«, haben die von den Sowjets Unterdrückten unmittelbar unter den Gehören der Roten aufbegehrt und einen weithin sichtbaren Ausdruck für die geballte Kraft des Elends gefunden.

Hier hat sich dem Kreml urplötzlich die Kehrseite seiner neuen Taktik gezeigt. Das Ziel, den Westen handlungsunfähig zu machen, hat er schnell und leicht erreicht; zugleich aber haben die Völker im Osten – in ihrer Lage nur zu begreiflich – mehr und mehr Neigung bekommen, in dem jetzigen Kremlspiel ein Zeichen dafür zu erblicken, daß der rote Stern zu sinken beginne. Sie haben Mut geschöpft. Der Westen kann bei seiner Haltung nicht von sich sagen, daß er sie darin unterstützt habe; aber dort, wo die geographische Nähe des Westens ohnehin Hoffnungen nährt, ist im Osten der Mut auch bewiesen worden. In diesem Sinne, als ein aufrichtiges Element, ist der Westen zweifellos beteiligt. Dazu tritt jetzt die Pflicht der menschlichen Hilfe, wo die Vorgänge Opfer gleich welcher Art gefordert haben. Aber damit ist der westliche Beitrag auch erschöpft. Die kommunistischen Erklärungen über die »westlichen Provokateure«, die das alles angestiftet haben sollen, unterstreichen durch ihren Wortlaut – der Leser findet ihn in diesen Spalten wiedergegeben – ihre Lächerlichkeit.

Eines ist nicht neu: die kommunistischen Machthaber haben zu allen Zeiten Hunger und Elend als politische Faktoren eingeschätzt – sowohl dort, wo sie einmal zu herrschen hoffen, wie dort, wo sie bereits herrschen. Sie haben aus der feststehenden Tatsache, daß ihr System Hungersnöte auch in den fruchtbarsten Gegenden hervorruft, Kapital zu schlagen verstanden. Massenelend und Funktionärsluxus sind die beiden Pole ihrer Herrschaft. Und das Massenelend ist zugleich der Anlaß, jene angeblich sachlich Schuldigen zu finden, die politisch gerade reif für die Schlachtbank sind. Für Protestkundgebungen als gesteuerte politische Fernwaffen gibt es auf allen Gebieten, insbesondere auf dem der Arbeits- und Lohnverhältnisse, zahlreiche Beispiele. Derartiges ist wohl auch dieses Mal anlässlich des Widerrufs früherer

Regierungsmaßnahmen vorbereitet gewesen. Andererseits glaubten die Arbeiter ihre eigenen Angelegenheiten bei dieser «Widerrufaktion» zu Unrecht übergegangen; nachdem sie einige Tage nach der «Rückgängigmachung» sonstiger Erpressungen gewartet hatten, wollten sie sich in Erinnerung bringen. Diese beiden Ursachen kamen sich am Dienstag entgegen, und daraus, daß einzelne Funktionäre bereits in die Geheimnisse einer gelenkten Protestkundgebung eingeweiht waren, erklärt sich wohl auch die anfängliche Tatenlosigkeit, ja Hilfsbereitschaft der roten Polizei. Aber die Unkontrollierbarkeit der Vorgänge entwickelte sich mit solcher Schnelligkeit, und etwas, was zunächst wie mißmutige Arbeitsniederlegung aussah, schwoll durch die Beteiligung aller, die damit in Berührung kamen, zu solchem Umfang, solcher Vehemenz, solchen Forderungen und solcher jähen Sprengung aller bisher in Sowjetstaaten feststehenden Grenzen an, daß die Machthaber zunächst nur mit fast ehrfürchtigem Staunen vor der Gewalt der Masse, mit der sie sonst doch selbst operieren, zusehen konnten.

Zwischen Karlshorst und Moskau dürften die Funkgespräche pausenlos gegangen sein. Die Moskauer hatten derlei gewiß nicht «einkalkuliert». Aber für sie, denen letztlich die Panzer gehorchen, sind ja die so entstehenden Probleme nicht unlösbar. Im Gegenteil, es bieten sich ihnen nützliche Nebenerscheinungen an. Deshalb mag man im Kreml zunächst geblinzelt haben: gewähren lassen – das illustriert die bei uns herrschende Freiheit, und der Westen wird, ähnlich wie Hitler im finnischen Winterkrieg, als Stalin die ältesten militärischen Klamotten aus der Rumpelkammer holte, unsere Morschheit und Hilflosigkeit freundlich zur Kenntnis nehmen. Der gestrige Tag hat solchen Überlegungen ein Ende gemacht. Noch wenige Stunden, und der Aufstand hätte Formen angenommen, unter denen der Kreml sein fett-schlaues Malenkow-Gesicht nach keiner Seite mehr

hätte wahren können. Zeitpunkt und Methodik des Eingreifens waren geradezu raffiniert gewählt. Nach außen bleibt es bei dem Anschein, daß man sich in den Sowjetstaaten schon eine ganze Menge Rebellion erlauben könne, und gar auf Arbeiter, »mißleitete« Arbeiter selbstverständlich, zu schießen – nicht wahr, keine Sowjetseele brächte das fertig. Doch die Wirkungen innerhalb der Sowjetzone werden sich so leicht nicht verwischen lassen. Dies war ein Fanal. Die Sowjets sind Herr der Lage; dazu braucht es unter den gegebenen Umständen nicht viel. Aber sie haben etwas Wesentliches eingebüßt: die Selbstsicherheit ihrer »Planung«. Sie werden vielleicht noch manche Kleinigkeit, auch persönliche »Kleinigkeiten«, opfern, um zu beschwichtigen, an anderem werden sie festhalten; aber irgendein Popanzen-Nimbus ist hin.

Vorerst wird Westberlin, wo gerade eben noch eine ahnungslose Politik die bisherigen Flüchtlinge zur Rückkehr in das »restaurierte Paradies« hatte überreden wollen, erneut den Strom der vor einer möglichen Verschärfung des Terrors Rettung Suchenden aufnehmen müssen. Aber keine rote Militärdiktatur und kein Geschützdonner kann auslöschen, daß es einen Aufstand gegeben hat und die angeblich in der Sowjetdürftigkeit so zuverlässigen und zufriedenen Arbeiter jeder Kontrolle entglitten sind. Gerade ihre Anklage ist furchtbar. Wir hegen die Hoffnung, daß ihre Tat, so problematisch sie bleiben mußte, das feige Geschwätz im Westen, beschämt über seine Erbärmlichkeit, verstummen läßt. Hinaus mit den Sowjets aus Deutschland, damit Friede wird! Freilich versucht man an einer anderen Stelle, in Korea, *mit* den Sowjets Frieden zu machen. Dieses Experiment wird schwerlich gelingen – Waffenruhe besagt politisch nicht viel an einer Front, an der sich der westliche Sieger seit beinahe zwei Jahren durch entgegenkommende Verhandlungen mit einem unnachgiebigen Gegner selbst besiegt hat. Wenn die Waffen in Korea

schweigen, rufen die Grundprobleme desto lauter nach einer Lösung.

Es ist entweder Metaphysik oder Sophismus, wenn man sagt, die einzige gegenwärtig zu entscheidende Frage sei die des bloßen Überlebens der Koreaner. Das heißt nämlich Preisgabe des bisher im Westen geradezu als Argument benutzten Glaubenssatzes, daß es darauf ankomme, *wie* irgendein Teil der freien Welt »überlebt«. Man kann darüber streiten, ob die UN auf die Initiative des damaligen amerikanischen Präsidenten Truman nur eine »kurzfristige« Verpflichtung eingegangen ist und eine Bürgschaft lediglich für das »Überleben« der Koreaner übernommen hat; nicht einmal diese ist heute sicher. Kein Zweifel jedoch kann daran sein, daß dann die angeblich neu einzugehende »langfristige« Verpflichtung der Wiederherstellung der koreanischen Einheit, wenn sie auch politischen Charakter hat, ohne die entsprechende militärische Unterstützung so wertlos ist wie die Aktie eines bankerotten Unternehmens. Daß man willens ist, die Südkoreaner nicht preiszugeben (oder, wie es mit einer bedenklichen Nuance auch anders formuliert wird: nicht willens, sie preiszugeben), bedeutet einstweilen wenig. Man sollte lieber auf die Bemerkung verzichten, es sei alles in der westlichen Macht Liegende getan und alles augenblicklich zu Erreichende erreicht worden. *Damit* hätte man den Waffenstillstand schon ein Jahr früher zu kaum ungünstigeren Bedingungen haben können.

Präsident Eisenhower hat in einem Briefe an den südkoreanischen Staatspräsidenten Syngman Rhee wörtlich geschrieben: »Korea ist unglücklicherweise nicht das einzige Land, das nach dem zweiten Weltkriege geteilt blieb.« Diese Andeutung führt uns nach Deutschland, nach Berlin zurück – und man sieht den Unterschied: Südkorea mag in Waffen und Munition von Lieferungen abhängig sein, aber es hat immerhin Truppen, die sich

bereits in vielen harten Gefechten bewährt haben. Und selbst wer dem Widerstand Syngman Rhee gegen einen die Wiedervereinigung Koreas nicht sichernden Waffenstillstand nur die Bedeutung einer Geste zugestehen wollte, müßte einräumen, daß in der Bundesrepublik gewisse Leute dafür gesorgt haben, daß dort vorkommendenfalls nicht einmal eine solche Geste der Mißbilligung gemacht werden könnte.

2. Eine Rechnung ist aufgemacht

Wenn nicht alles trügt, werden die letzten Ereignisse in Ostberlin internationale Folgen haben. Gerade die neue Moskauer Taktik der Harmlosigkeit ist dadurch empfindlich getroffen worden: die ganze Atmosphäre, in der diese Taktik vorteilhaft angewandt und günstig aufgenommen wurde, hat sich über Nacht gewandelt. Zweifellos sind sich die Moskowiter darüber sofort klar gewesen, und die Verlegenheit, in die sie infolgedessen gerieten, hat ihnen zunächst Zurückhaltung auferlegt. Wahrscheinlich erschien es ihnen im ersten Entwicklungsstadium des Aufstandes sogar nützlich, wenn sich der Volkszorn über den Köpfen ihrer Marionetten entlud. Welche Situation hätte entstehen können, falls mit dem Dienstagabend alles vorübergewesen wäre und die roten Truppen am Mittwochmorgen einen seiner offiziell verstatteten oder gebotenen Arbeit ruhig nachgehenden Stadtteil bewacht hätten? Moskau hätte sicherlich aufgetatmet. Im Gefühl der Erleichterung wäre es möglicherweise bereit gewesen, ein paar vorgeschobende »DDR«-Funktionäre einem im ganzen, jedenfalls für den Weltgebrauch, eben doch sowjettreu scheinenden Volke zum Fraße vorzuwerfen.

Aber so einfach kann es der Kreml nun einmal von Natur nicht haben. Sein Wille ist es ja gewesen, den unter seinem Wahrzeichen besetzten Ländern Europas

nicht jenen Status einer normalen Okkupation zu geben, in dem das Gesicht der Okkupierten zwar beobachtet, aber nicht berührt wird, sondern sie durch einen wahren Seelenraub völlig unkenntlich zu machen. Ein solcher Zustand ist zwar nicht gerade ein Treibklima für Rebellen, aber kommt es trotzdem einmal zur Rebellion, so besteht sie nicht aus Aufständen, die leicht verflackern oder leicht niederzuschlagen sind, sondern es ist ein einziger großer, vulkanischer Aufruhr, der weiter und weiter schwelt, wenn er an der Oberfläche wie erloschen aussieht. Diesen gefährlichen Ernst erkannten die Sowjets am Mittwoch, und nun war alles zu spät. Vorbei die Hoffnung, die rebellierende Menge werde sich wie die Wasser eines Wolkenbruchs von selbst verlaufen, vorbei auch die vielleicht tags zuvor noch wahrzunehmende Chance, durch offene Desavouierung der »Regierung der DDR« die meuternden Arbeiter zu beschwichtigen. Der von westlichen Lexikographen immer als so klug bezeichnete Oberkommissar Semjonow war dazu jedenfalls nicht klug genug. Die Lawine, die am Mittwoch ins Rollen kam und mit Schrecken durch die Karlshorster Ferngläser gesichtet wurde, hieß nicht mehr »Fort mit Ulbricht«, sondern »Fort mit den Sowjets«. Teillösungen, Beseitigung von Teilerscheinungen, konnten nicht mehr befriedigen; der Sturm war auf das Ganze gerichtet, auf das sowjetische Grundsystem und diejenigen, die es wider den Volkswillen gewalttätig durchgesetzt haben und nun, da es auf allen Gebieten Schiffbruch erlitten hat, ebenso gewalttätig halten wollen.

So mußte also, was man in früheren Zeiten gern und eifrig befohlen hätte, jetzt (unter dem ausgestreckten Ölzweig) zögernder und unbehaglich befohlen werden: der Terror des Ausnahmezustandes. Fort ist die schöne Maske, fort ist das schöne Alibi. Das einzige, woran noch zur Rettung des Verlorenen gedacht werden konnte, war

der Griff in die Mottenkiste der Propaganda: Westberliner Provokateure haben das alles angezettelt. Wir Westberliner könnten uns geradezu vor Stolz blähen, daß man uns, die wir seit Jahren von den Kommunisten hören, wie entsetzlich wir auf dem letzten Loch pfeifen, eine solche Macht zutraut. Für Semjonow, der die »Neue Linie« verfolgen soll, muß es jedoch recht bitter sein, daß er nun mit so altem, verschlissenen Trödelkram kommen muß. Daß sich am Mittwoch viele neugierige Westberliner in den Sowjetsektor begeben haben, um mit eigenen Augen ein offenkundiges Wunder, nämlich einen Aufruhr in einem sowjetischen Sklavengebiet, zu sehen, ist die natürlichste Sache von der Welt. Und daß die Sowjets unter den Namen der Verhafteten nur die Namen derjenigen verbreiten, die in Westberlin wohnen, ist man ebenso gewohnt, wie daß ihre Schergen mit Vorliebe, ob sie schuldig oder unschuldig sind, nach denen greifen, denen ihr erfahrener Blick die Freiheit Westberlins von den Gesichtern lesen kann. Wie ein Reporter des Tagesspiegels entdeckte, der die Verhaftetenliste unter die Lupe nahm, sind ein Drehorgelspieler und ein Beinamputierter unter denen, die angeblich den Sowjetkoloss nahezu zum Einsturz brachten; und die Demonstranten in Magdeburg sind vermutlich von Westberlinern angeführt worden, die von der Autobahn abgewichen waren ...

Sympathie und Hilfsbereitschaft für die Opfer, seien sie aus West- oder aus Ostberlin, aber auch für die abgeriegelten Ostberliner allgemein, müssen Wege suchen, um wirksam zu werden. Außerdem aber sind die Interessen Westberlins in einer Weise in Mitleidenschaft gezogen, daß Konsequenzen zwangsläufig werden. Unter dem Ausnahmezustand hat der sowjetische Kommandant – Dibrowa heißt die Kanaille; man merke sich den Namen für eine spätere Auslieferungsliste – bereits einen Westberliner erschießen lassen. In Westberlin hingegen

wird zur Zeit Nuschke als Kuriosität herumgereicht, nicht etwa als »Aktiver Organisator« wie Willi Götting behandelt. Mit ihren Feuerüberfällen gefährden die roten Mörder fortgesetzt unser Gebiet; von 1945 her kennen wir ihre Schießwütigkeit, die sich an allem ausläßt, wenn man sie gewähren läßt. Aber die Sowjets haben durch die totale Abriegelung ihres Sektors nun auch die Fiktion eines »Viermächtestatus« dieser Stadt aufgehoben. Niemand ist folglich mehr daran gebunden; es kann gehandelt werden. Westberliner Techniker sollten untersuchen, ob der Betrieb einer selbständigen Westberliner S-Bahn möglich wäre, und was dazu getan werden müßte, um ihn möglich zu machen. Auf jeden Fall sollten die S-Bahnhöfe und die Bahnanlagen auf Westberliner Gebiet von westlicher Seite besetzt werden. Dies ist die von den Sowjets selbst gebotene Gelegenheit, die sowjetische Aufsicht engültig zu beseitigen.

Schon klingen uns, indem wir dies schreiben, die Einwände des formalen Rechtes, das hier notwendig Unrecht wird, in den Ohren. Eine Sache aber gibt es, in der kein solcher Einwand möglich ist, und hier haben wir zwei Fragen. Die eine geht an den amerikanischen Kommandanten, die andere an den deutschen Polizeipräsidenten. Soll etwa jetzt noch die Renovierung des Sowjetpanzers auf der Potsdamer Chaussee fortgesetzt werden? Und wenn dies von amerikansicher Seite bejaht werden sollte: welche Schritte gedenkt Polizeipräsident Stumm zu unternehmen, um den amerikanischen Stellen deutlich zu machen, daß der Schutz dieses »Denkmals« Deutschen nicht mehr länger zugemutet werden kann und nötigenfalls der amerikanischen Militärpolizei übertragen werden muß? Unabhängig von der Beantwortung dieser beiden Fragen indessen kann der Vorschlag, den wir hier namens vieler Leser in aller Form machen, auf unserem eigenen Grund und Boden ohne Hindernis verwirklicht werden:

Auf demselben Grünstreifen in der Mitte der Potsdamer Chaussee, auf dem das Sowjetschandmal steht, und nicht weit von diesem, so daß eine von einem Künstler zu schaffende Trotzgestalt in die Mündung des Panzergeschützes blickt, soll ein deutsches Mahnmal für alle Opfer des Sowjetismus, deren Namen sämtlich auf Tafeln zu verzeichnen wären (mit einem Sondergedenken an die zahllosen unbekanntten Opfer), errichtet werden. Die Mittel dafür werden bei einem öffentlichen Aufruf mehrfach überzeichnet werden. Wo ist die Organisation, die sich dieses Vorschlages annimmt?

3. Bemerkungen zur Lage

Ein neues Opfer – ein Fünfzehnjähriger. Daß Jungen, insbesondere Berliner Jungen, neugierig und zu Lausbubenstreichen aufgelegt sind, wenn sie einen Gegner vor sich wissen, sollte für alle Eltern ein Anlaß sein, sie zu warnen und am Betreten der Sektorengrenzen zu hindern. Aber das ist nur die eine Seite der Sache; die andere wiegt viel schwerer. Der »Volks«polizist, der den kleinen Wolfgang Röhling erschoss, kannte genau den harmlosen Sachverhalt; er hat sogar auf den bereits Flüchtenden gezielt. Es ist der vorsätzliche Mord eines Mannes, den der Umgang mit dem Kommunismus zum Rohling gemacht hat, falls er nicht schon einer der Rohlinge war, die der Kommunismus sucht. Daß der Junge einmal der FDJ angehörte, ist eine tragische Ironie, die im Grunde diejenigen zu verantworten haben, die in Westberlin die FDJ erlaubt sein lassen.

Das wilde Schießen nach Westberlin hinein ist eine Folge der Behauptungen von den »Westberliner Anführern der Diversionsakte«, wie sie der Sowjetmensch Dibrowa in seiner durchaus erwarteten Antwort an die Westberliner Kommandanten amtlich erneut aufgestellt

hat. Indessen hat es bis jetzt nur Übergriffe und Überfälle auf westliches Gebiet durch die Sowjets und Sowjetangehörigen gegeben, und noch keinen umgekehrten Fall. Der Westen hat sogar niemals eine zulängliche Maßnahme dagegen getroffen. Wir erlauben einem städtischen Institut sogar die Instinktlosigkeit, gerade in diesen Tagen ein Stück aufzuführen, von dem man fürchten mußte, daß es dem nicht in erster Linie literarisch urteilenden Publikum gerade heute aufreizend und abstoßend erscheinen müsse. Wir lassen im Feuilleton dem Kritiker das Recht zu einer künstlerischen Würdigung nach seinen Eindrücken; wir möchten auch alle Proteste energisch zurückweisen, die etwa eine andere als aktuellpolitische Ursache hatten; der politische Protest aber besteht zu Recht, denn auch das Theater ist in Berlin nicht ausgenommen von der Notwendigkeit zu berücksichtigen, was am Eisernen Vorhang geschieht – nicht unter der Devise des »Preispokals«, wie das Stück im Schiller-Theater hieß, sondern unter der Devise »In tyrannos«, die einst ein gewisser Schiller der Wehleidigkeit vorzog.

Man glaubt sich in die Junitage 1945 versetzt, wenn man von den sowjetischen Heerlagern überall in der Sowjetzone hört. Aber das sind nun keine breitspurigen »Sieger« mehr, die da umherlungern; sie handeln sogar wider ihre Natur und getrauen sich nicht einmal mehr zu plündern und zu vergewaltigen; es ist Nervosität, was sie durch herrisches Wesen zu kompensieren trachten. Die Frage bei ihnen ist nicht mehr: was können wir erbeuten? Die Frage ist: können wir es halten? Wie sehr es den Moskauern auf die Erhaltung ihres Systems in der Sowjetzone ankommt, ist aus der Stärke des Panzerschutzes zu ersehen, den sie der »Regierung« Ulbricht-Grotewohl (dies ist wohl die richtige Reihenfolge) ange-deihen lassen.

Unsere Leser werden sich erinnern, daß wir hier immer vor der leichtfertigen Annahme gewarnt haben, der

Widerruf irgendwelcher Maßnahmen habe etwas mit der kommunistischen Grundlage zu tun, auf der das Regime der Sowjetzone beruht. Leider ist es in Westberlin jetzt nicht dabei geblieben, daß gewisse Organe, von denen man selten etwas anderes als falsche Annahmen hört, wiederum solche geäußert haben. Vielmehr haben einige diesmal sogar falsche Meldungen verbreitet, etwa über Ulbrichts Sturz oder Malenkows Ermordung, was sie nicht hindert, in aller Unschuld den Kredit der Glaubwürdigkeit weiter zu beanspruchen, entschlossen, sich jeweils von den Ereignissen dementieren zu lassen und von dem Dementi nur im Notfall Gebrauch zu machen.

Es ist kein Zweifel, daß die Sowjets erst selber abdanken müßten, ehe sie Ulbricht abdanken lassen. Solange sie nicht daran denken, den Sowjetismus aufzugeben, können sie ohne Ulbricht kaum auskommen. Es ist ihr einziger ganz zuverlässiger Einpeitscher und Kontrolleur. Deshalb werden sie ihm und wird er sich schon einen gehörigen Packen »Selbstkritik« zumuten. Für wie reichend man die Einschüchterung der Bevölkerung schon wieder ansieht, erhellt aus den an anderer Stelle dieses Blattes veröffentlichten »Milderungsbeschlüssen« des Politbüros. Einiges wird »aufgehoben«, einiges »wiederhergestellt«, einiges als Potemkinsches Dorf weitergebaut. Das zeigt nur, daß das Datum des letzten heftigen Würgegriffes mit dem 1. April 1953 nachträglich als verfrüht erscheint. Die Bevölkerung der Sowjetzone verlangt nicht eine leise Verflachung der Elendskurve, sondern Freiheit – nicht mehr und nicht weniger, Freiheit in jeder Beziehung. Meldungen aus der brodelnden Zone beweisen deutlich, daß das Fazit für die Bevölkerung nicht etwa Resignation auf der ganzen Linie heißt. Das Damoklesschwert bleibt über den Köpfen der Panower und Karlshorster hängen. So ruhig wie bisher werden sie nie mehr schlafen. Vor jeder Menschenansamm-

lung werden sie zittern müssen. Wie sehr, zeigt ihr Verbot der Sportveranstaltungen. Wann sie wieder einmal Betriebsversammlungen oder ministerielle Feiern in »volkseigenen« Betrieben riskieren werden, steht in den Sternen – aber nicht in den roten.

Inzwischen klammern sie sich krampfhaft an die Witzblattgeschichte, daß die Arbeiter »von westlichen Diversanten« mißbraucht worden seien. Der Sowjetnachrichtendienst hat gestern, etwas spät, entdeckt, daß amerikanische Flugzeuge die Agenten abgesetzt und amerikanische Offiziere die Demonstrationen geleitet haben. Vielleicht wird dieses erfinderische Büro morgen erklären, nur zur Tarnung dieser »Diversionsakte« habe RIAS sich in diesem Falle als eine »schläfrige und müde« Station gezeigt. So nennt sie das »Montags-Echo«, das Berliner Organ der FDP. Auch wir hatten diese Müdigkeit am Sonntag bedauert, aber dafür machte RIAS gestern von sich reden. Unter den neuerdings vor den McCarthy-Ausschuß zitierten Beamten des amerikanischen Oberkommissariats befindet sich der stellvertretende RIAS-Direktor Ewing. Neun Deutsche, die im RIAS arbeiten, haben daraufhin die Öffentlichkeit mit einer wichtigtuersischen Erklärung behelligt, laut welcher sie, falls die Verdächtigung ausgesprochen werde, es gebe in der RIAS-Leitung kommunistische Tendenzen, und falls in die personelle Struktur eingeriffen werde, den RIAS zu verlassen drohen. Der McCarthy-Ausschuß ist eine innenpolitische Angelegenheit Amerikas. Daß sich Deutsche dort auf eine Art einmischen, als seien sie amerikanische Staatsbürger, ist eine Geschmacklosigkeit. Im übrigen hätten gerade sie wissen müssen, daß in jenem Ausschuß in erster Linie die Vergangenheit *amerikanischer* Staatsangehörigen untersucht wird. Mithin dürfte es sich bei dem stellvertretenden RIAS-Leiter um die Prüfung handeln, ob er kommunistisch orientierte (amerikanische oder deutsche) Mitarbeiter beschäftigt hat –

was bei der bewegten inneren Vergangenheit des RIAS nicht gerade die *heutigen* Mitarbeiter zu sein brauchen. Die jetzige Handlung der angestellten Deutschen ist nur dazu angetan, in Amerika Reaktionen gegen eine unzulässige deutsche Einmischung hervorzurufen. Daß RIAS in seinen Sendungen nicht kommunistisch ist, weiß ohnehin jeder, wahrscheinlich auch der Senator McCarthy. Daß RIAS die Sozialdemokratie nicht bevorzugte, wäre allerdings schwerer zu beweisen. Der Abgeordnete Schwennicke würde dazu wohl einiges zu sagen haben, wenn er gefragt würde.

Nachwort

Vivisekteur der Zeit. Eine Porträtskizze zu Erik Regers Leben und Werk.

»Liebe Zeitgenossen: laßt euch vor dem Intellekt nicht bange machen. Gewöhnt euch die philiströsen Unterscheidungen ab zwischen ›Literaten‹ und ›Dichtern‹. Glaubt nicht, daß ein Literat mit Intellekt weniger wert wäre als ein Dichter mit Seele. Ihr hättet den Schaden davon. Die Seele wird immer erst zum Maßstab durch den Intellekt, der sie bewegt und wandelt. Was bleibt von ihr, wenn sie nicht durch den Gedanken beschwert ist, wenn sie sich nicht spiegelt im Geist? Ein unsinnliches Spiel ohne Zweck und Richtung.« (Erik Reger)

Im Nachlass Erik Regers in der Akademie der Künste in Berlin findet sich eine umfangreiche Darstellung zur *Essener Ostertragödie 1923* mit dem Titel *Krieg im Frieden*. Sie ist in mehrfacher Hinsicht bezeichnend für ihren Autor. Er erinnert, wie Ostern 1923 kopflos gewordene Soldaten der französischen Okkupationsarmee bei der Besetzung des Essener Krupp-Werks in die Menge der Arbeiter feuerten, dreizehn von ihnen töteten, und viele weitere zu Krüppeln machten. Der in diesem Band auszugsweise abgedruckte Text war für die *Berliner Illustrierte Zeitung* geschrieben worden, zum 15. Jahrestag des Geschehens, zu einem Zeitpunkt, als der NS-Staat sich rüstete, die sogenannte Schmach von Versailles zu tilgen. Was hätte 1938 also näher gelegen, als den Erzfeind Frankreich anzuklagen? Doch Reger endet mit der Erinnerung an die Worte des seinerzeitigen demokratischen Oberbürgermeisters Bracht, »daß die

kriegerische Auseinandersetzung zwischen zwei Nachbarvölkern ein für allemal einer abgeschlossenen Epoche angehören möchte.« Dann setzt Reger selbst nach: »Und wenn wir heute der Geschichte gedenken [...], so tun wir es nicht, um vernarbende Wunden aufzureißen, sondern um den fortschreitenden Gang der Geschichte zu bewundern, dessen Ergebnisse wir allzuleicht als Selbstverständlichkeit hinnehmen [...].« Nicht verwunderlich, daß das nicht gedruckt wurde.

Der Text ist symptomatisch für Regers geradezu sture Haltung, nur das zu schreiben, was er für richtig hielt. Symptomatisch ist, daß er nicht ›die‹ Franzosen verurteilt, sondern das Militär kritisiert. Symptomatisch ist schließlich auch sein Verständnis vom fortschreitenden Geschichtsprozeß: Ein Prozeß allerdings, der starker Menschen bedarf. Das ist bei ihm kein Kult des genialen Einzelnen, gar eines Führers, sondern eher die profane Vorstellung vom rechten Mann am rechten Platz, vom Experten, kompetent und geistesgegenwärtig, ebenso unerschrocken wie unspektakulär. Dazu findet man im Text Beispiele. Einmal der Genfer Moriaud, Anwalt der angeklagten Deutschen. Bewundernd stellt Reger dar, wie dieser sich nicht einschüchtern läßt und gegen die Arroganz der militärischen Macht in wohlüberlegten Sätzen an Vernunft und Gerechtigkeit, an Frankreichs Ideale appelliert. Vergeblich freilich.

Das andere bildet das Negativ dazu: Der ängstliche Leutnant, der nicht wagt, seine Vorgesetzten um neue Befehle zu bitten, und der als Dolmetscher eingesetzte Elsässer, dessen fatale Fehlübersetzungen die Situation zur Katastrophe eskalieren lassen. Man merkt förmlich, wie Reger, der die französische Sprache studiert hatte, eingreifen möchte und nicht kann. Und das ist die dritte Position, die des eingreifbereiten Beobachters, seine eigene. Einen »Erlebnisbericht« nennt Reger seinen Text. Denn er war damals selbst dabei. Er war als Redakteur

der Kruppschen Werksnachrichten anwesend, als die Soldaten mit Maschinengewehren in die schon fliehende Menge feuerten, und er war als Journalist bei der Gerichtsfarce dabei. Aber er beschränkt sich nicht auf die eigene, zufällige Augenzeugenschaft. Er schreibt: »Ich bin im folgenden genötigt, zugunsten eines geschlossenen Bildes meine unmittelbaren Beobachtungen durch das zu ergänzen, was kurze Zeit darauf zu meiner Kenntnis gelangte. Andernfalls blieben wesentliche Einzelheiten in der Unbestimmtheit, wie sie die fieberhafte Spannung und die lebhafte Bewegung des Augenblicks bald heller, bald dunkler aufzeichnet.« Das könnte als Programm über einem Großteil seines Werkes stehen: ergänzte Augenzeugenschaft. Unerschütterliches Bewusstsein von der Notwendigkeit der eigenen Zeitzeugenschaft paart sich mit einer geradezu stoischen Insistenz auf nüchternen Darstellung. Dazu gehört freilich als Kehrseite seine – oft geübte – Fähigkeit zur notfalls gnadenlosen Polemik. Nach allem, was Erinnerungen an ihn besagen, war Reger eine energische Persönlichkeit, schroff und unversöhnlich, wo es not tat – und es scheint ihm oft not getan zu haben –, einsichtsbereit, wo er sich überzeugen ließ, warmherzig, wo er achten konnte und Vertrautheit spürte. Es war keine Koketterie, wenn der durch seinen Roman *Union der festen Hand* 1931 plötzlich populäre Publizist in der Weimarer Republik jede Bitte um ein Foto harsch abwies: Man solle ihn an seinen Taten, und das waren vor allem: Schriften, erkennen und beurteilen. Wie er selbst andere nach ihren Taten und Schriften beurteilt hat. Darum aber auch hat er, der ebenso nüchterne Analytiker wie scharfe Polemiker, nie die private Person und ihre Eigenheiten angegriffen, sondern öffentliche Positionen und Funktionen. Das war nicht selbstverständlich in Zeiten, in denen man allermeist es darauf absah, Personen niederzumachen, um zu zerstören, wofür sie einstanden. Gerade weil er höchst

verletzlich und kränkbar war, gerade weil er gefühlsstark und aufbrausend sein konnte, hat er sich im Schreiben sachliche Härte und kühle Kontrolliertheit auferlegt. Eine mühsam erlernte, immer wieder neu erworbene Haltung.

II.

Erik Reger wurde als Hermann Dannenberger am 8. September 1893 in Bendorf am Rhein, einer Kleinstadt nördlich von Koblenz, geboren und evangelisch getauft. Nicht ohne spöttischen Stolz vermerkte er im Fragebogen, den er 1945 zu beantworten hatte, seine Vorfahren seien »in Rheinland und Rheinpfalz ansässige Bergleute und Töpfer«. Unter die habe sich allerdings im Jahre 1792 ein französischer Adelige namens Nicolas de Nasée gemischt, außerehelich, aber folgenreich. Sein Vater war Haldenaufseher bei der Westerwälder Erzgrube ›Vier Winde‹ der Firma Krupp. Er starb, als der Sohn 17 Jahre alt war. Hermann Dannenbergers Abiturzeugnis, 1912 vom Städtischen Kaiser Wilhelm-Realgymnasium zu Coblenz ausgestellt, weist ihn als rundum sehr guten, aber nicht sonderlich musischen Schüler aus: Am Chorsingen hat er nicht teilgenommen und sein Freihandzeichnen ist nur genügend. Er studiert Sprachen, deutsche und französische Kunst-, Literatur- und Politikgeschichte – in Bonn, München und Heidelberg. 1916 muß er an die Westfront, dort gerät er 1917 als Unteroffizier in englische Kriegsgefangenschaft. Erst im Herbst 1919 gelangt er nach Deutschland zurück. Und zu Krupp nach Essen. Über die Tätigkeit bei Krupp gibt der damalige Direktor Janssen Auskunft: »Dannenberger selbst war damals wegen finanzieller Schwierigkeiten nicht in der Lage, sein begonnenes Studium fortzusetzen. Er hat sodann bis zum Jahre 1927 auf dem Statistischen Büro in bescheidener Stellung gearbeitet. Führung

und Leistungen waren einwandfrei. 1927 ist er auf eigenen Wunsch aus der Firma ausgeschieden, um sich als freier Schriftsteller zu betätigen.« Janssen hat allen Grund, Regers Tätigkeit herunterzuspielen. Er schreibt dies nämlich im Mai 1931 an von Bohlen, dessen Unmut über Regers soeben erschienene *Union der festen Hand*, für Krupp ein fataler Schlüsselroman, er abwiegeln will: »Im Mittelpunkt dieses sogenannten Industrieromans steht zweifellos und für den Wissenden nur leicht verhüllt die Familie und die Firma Krupp. [...] Die Kenntnis mancher Einzelheiten verdankt der Verfasser wohl seiner früheren Tätigkeit bei der Firma. Das Meiste aber entstammt wohl seiner Phantasie. Auf dem Hügel ist er nie gewesen, mit führenden Persönlichkeiten unseres Werkes kaum zusammengekommen.« Gar so subaltern war Regers Stellung allerdings nicht gewesen. Das geht aus dem Zeugnis hervor, das Janssen selbst ihm ausgestellt hatte: »Herr Hermann *Dannenberger* [...] trat [...] in unser statistisches Büro ein, das [...] der systematischen Beobachtung und Auswertung der wirtschaftlichen und sozialpolitischen Vorgänge für unsere Zwecke dient. Er war als Referent tätig [...]. Im Oktober 1925 wurde Herrn Dannenberger auch die Herausgabe unseres Werksnachrichtenblattes ›Kruppsche Mitteilungen‹ übertragen. In dieser Tätigkeit und bei der Abfassung von Berichten und sonstigen literarischen Arbeiten [...], bewies Herr Dannenberger ein großes Geschick und Verständnis. Den an ihn gestellten Forderungen und Aufgaben hat er sich jederzeit in vollem Umfange gewachsen gezeigt, sodaß wir mit ihm stets sehr zufrieden waren. Sein persönliches Verhalten war immer tadellos.«

Die Zeit bei Krupp hatte Reger nicht nur zur Sammlung von Daten über die rheinisch-westfälische Schwerindustrie genutzt, sondern sich währenddem auch die Grundlagen für die Existenz als freier Schriftsteller geschaffen. Selbst sein Pseudonym verdankt er zumindest

indirekt der Firma, die mit den Nebentätigkeiten ihres Angestellten nicht in Verbindung gebracht werden wollte. »Als Ausweg blieb das Pseudonym. Um mich kurz zu fassen, schnitt ich die fünf letzten Buchstaben meines Namens Dannenberger ab, machte sie selbständig, stellte zwei um und erhielt: Reger. Vor Verwechslungen musste ein etwas ungewohnter Vorname schützen. Aus Gründen des Zusammenklangs verfiel ich auf: Erik.«

Mit hoher Arbeitsdisziplin macht er diesen Namen namhaft. Bald schreibt er für sehr viele, sehr unterschiedliche Blätter, regional etwa in der *Rheinisch-Westfälischen Zeitung*, in *Der Schacht*, in den *Westdeutschen Monatsheften*, für die verschiedensten Zeitungen in der Republik, zumal für die großen Qualitätsblätter, für die *Frankfurter Zeitung*, das *Berliner Tageblatt*, den *Berliner Börsen-Courier* wie die *Berliner Börsenzeitung*, die *Vossische Zeitung*, die *Kölnische Zeitung*, die *Deutsche Allgemeine Zeitung* ebenso wie für die *Weltbühne*, das *Tage-Buch* oder die *Literarische Welt*. Theater- und Musik-Blätter nicht zu vergessen: *Die Scene*, *Das Theater*, *Der Anbruch*. Betrachtet man die erstaunliche Menge dessen, was er in den Jahren zwischen 1920 und 1927 geschrieben hat, dann erscheint die Arbeit bei Krupp eher wie eine Nebentätigkeit. Als er 1920 zu schreiben begann, war noch nicht viel vom nachmaligen Prototyp neusachlicher Nüchternheit und kritischer Analytik zu verspüren. Er beginnt mit kleinen Theaternotizen, aber auch mit Beiträgen zur alldeutsch-völkischen Zeitschrift *Der Hellweg*. Hier findet man zunächst die üblichen Ausfälle gegen Berlin, auch stereotype Dualismen von Dichter und Schriftsteller oder französischer Zivilisation und deutscher Kultur. Doch während sich andere Beiträger immer völkischer und offen antisemitisch gerieren, wird Reger ständig kritischer. Er rückt ab von den Wunschgebilden einer ›deutschen Kunst‹, beginnt stattdessen

von der jungen Dramatik Aktualität und Zeitgenossenschaft zu fordern. Er schreibt nicht nur über einzelne Aufführungen, sondern genereller übers Theater, über Bühnenbild und Intendanten, Gagenfragen oder die Funktion des Dirigenten. Darin stets die programmatische Absage an das traditionale Bildungstheater, wie es das Pfahlbürgertum, aber auch Arbeiterfunktionäre im Revier sich wünschten. Er streitet gegen ein ›totes‹ Gesellschaftstheater, gegen die Renaissance von Oberammergau und Bayreuth, gegen kunstgewerbliche Kostümtheater und mondäne Repräsentation. Er plädiert für Auseinandersetzung mit den Realitäten der Industriegesellschaft, fordert zu Experimenten und Avantgardistischem auf. Zugleich macht er pragmatische Vorschläge, plädiert für Verwaltungsabbau, für Fusion und Austausch, für billige Sonderzüge, die das Publikum im Revier transportieren sollen. Damit macht er sich nicht nur beim Honoratiorenpublikum und bei vielen der Theaterverantwortlichen gründlich unbeliebt, sondern auch die Kollegen der lokalen, allermeist konservativen bis reaktionären Presse beginnen ihn zu hassen. Und er gibt ihnen weiterhin Grund dazu. Es ergibt sich nämlich die Möglichkeit, an einer neuen Zeitschrift mitzuarbeiten, dem Oktober 1927 von Hannes Küpper am Essener Theater gestarteten *Scheinwerfer*, dem heute legendären Forum der Neuen Sachlichkeit. Reger bestimmt die Konzeption wesentlich mit und führt nun von hier aus seine Polemiken in alle Richtungen des damaligen Kulturbetriebs. Kaum einen Prominenten auch der Linken, den er nicht irgendwann attackiert – von Bertolt Brecht bis Heinrich Mann. Er greift Döblins *Berlin Alexanderplatz* als halbherzig an und verreit Heinrich Hausers Reportagebuch über das *Schwarze Revier*. Er kritisiert den *Kohlenpott* von Georg Schwarz, wie er zuvor Karl Grünbergs Ruhrkampf-Roman *Brennende Ruhr* verrissen

hatte. Je näher jemand seinen eigenen Themen und Vorstellungen kommt, desto harscher geht er mit ihm ins Gericht. Unerbittlich räumt er das Feld frei, für dessen Bestellung er sich selbst am geeignetsten hält. Freilich schreibt er da meist nicht als Erik Reger. In der Vielzahl seiner Pseudonyme kann er leicht mit Kurt Tucholsky konkurrieren: Walter Enkenbach, Heinz Lamprecht, Karl Westhoven, Fritz Schulte ten Hoevel, Ernst Stahlburg und Heinrich Schmitz sind die häufigsten darunter. Er wird damit zu einer Größe des Kulturbetriebs – allerdings eher in Berlin als im Ruhrgebiet. Weil es ihm vornehmlich auf die Wirkung vor Ort ankommt, gründet er zusätzlich eine eigene Zeitschrift: Am 28. Januar 1928 erscheint die Wochenzeitung *Westdeutscher Scheinwerfer*. Ihr Spektrum erläutert der Untertitel: *Städtepolitik – Kultur – Wirtschaft – Sport*. Sie ist erstaunlich modern aufgemacht: Große Überschriften, eine Fotoseite, dazu der Abdruck des wöchentlichen Theater- und Rundfunkprogramms. Fast alles schreibt Reger selbst. Nicht nur hierin ist er eine Art Karl Kraus des Reviers. Wie bei dessen *Fackel* gehört ein Gutteil der Aufmerksamkeit den Phrasen der schreibenden Kollegen, die er mit Sarkasmus und Süffisanz aufspießt. Das Hauptfeld seiner kritischen Berichterstattung ist indes die kommunale Politik, vor allem die Bau- und Wirtschaftspolitik, zumal die undurchdringlichen Verflechtungen der industriellen Konzerninteressen mit der Politik der Städte im Revier. So wird er binnen kurzem zu einem ebenso gehassten wie gefürchteten, außerparlamentarischen Kommunalpolitiker. Im Kernbereich sieht er die Kulturpolitik. Und so gehört die Polemik gegen die regionale Theaterpraxis zum festen Bestand der Zeitung. Hier ist es vor allem Saladin Schmitt, der erfolgreiche Leiter der Theatergemeinschaft Bochum-Duisburg, den er besonders heftig attackiert. Seine Kampagne trägt Züge enttäuschter

Liebe, hatte er doch gerade von Schmitt in seiner starken Position die allmähliche, aber konsequente Öffnung für Avantgardistisches erhofft. Mit zunehmender Unduldsamkeit sah Reger, wie Schmitt stattdessen immer mehr Energie auf Festspieltheater legte. Als er unter dem Pseudonym Anton Dornschlag den Spielplan für 1927/28 verhöhnt, lässt Schmitt ihm Hausverbot erteilen. Daraus entwickelt sich ein spektakulärer Theater- und Justizskandal. Regers Klage gegen das Verbot, das er als Berufsausübungsverbot ansah, wurde nämlich 1931 in der zweiten Instanz und schließlich auch noch vom V. Zivilsenat des Reichsgerichts in Leipzig abgewiesen. Zu dem Zeitpunkt war Regers Zeitschrift jedoch längst eingegangen. Seine Hoffnung auf regionale Intervention hatte er indes keineswegs aufgegeben. Er findet nämlich seit Mitte 1930 einen geradezu idealen Publikationsort im Dortmunder *General-Anzeiger*. Der ist mit ca. 250.000 nicht nur die Zeitung mit der höchsten Auflage außerhalb Berlins, sondern zudem eher linksliberal, pazifistisch und industriekritisch. Hier schreibt er als Erik Reger, hat darüberhinaus als Civis eine zeitkritische Kolumne und liefert als Eberhard Rauschebart regelmäßig umfangreiche Briefe, die unter dem Titel *Essener Familien-Stammtisch* Kommunales zwischen Klatsch und Enthüllung lächerlich macht.

Daneben schreibt er die polemischen Essays, die ihn außerhalb als den unduldsamen Richter des Ruhrgebiets bekannt machen. So sein berüchtigtes Verdikt:

»Das Ruhrgebiet ist der in Permanenz erklärte Stammtisch. [...] Hier goutiert man die großen Kanonen, die anderwärts ihr Pulver verschossen haben, und katzbuckelt vor ihren Provinzstarlaunen. Und wenn die heutige Generation schon graue Haare haben wird, dann wird man hier vermutlich heftig fordern, daß sie berücksichtigt werde.« Oder sein vernichtendes Urteil über die Kulturpolitik an der Ruhr, über provinziell beschränktes

Muckertum und selbstzufriedene Verspießerung: »Ein Gebiet, das seine Struktur auf drängende Entwicklung, auf schlagende Energie, auf leidenschaftliches Ringen um den Zeitausdruck verweist, wird nun von Kommissionen, Kammern und Bildungsbanausen aller Art mit einer völlig fremden und völlig toten Tradition gefüllt. Man läuft hinter den Größen der Vergangenheit mit Superlativen der Bewunderung her, man erkennt nicht, wie destruktiv es ist, von einer alten Tradition zu zehren, ohne eine neue zu schaffen.«

III

Seinen eigentlichen Durchbruch hat er jedoch mit dem monumentalen Roman, der vieles von dem zusammenfasst und ins Grundsätzliche erweitert, *Union der festen Hand*. Für das 600 Seiten starke Kompendium des Industriereviers erhält er 1931 den Kleist-Preis. Der Roman wird breit rezensiert, von rechts und industrienah verrissen, von links und liberal hoch gelobt. Es gibt alsbald eine Übersetzung ins Russische, eine englische Ausgabe kommt im letzten Moment nicht zustande.

Der Roman, der, so die vorangestellte »Gebrauchsanweisung«, keiner sein will, ist eine neusachlich strenge, literarische Historie des Ruhrgebiets zwischen 1918 und 1930 – fast in der Weise einer ethnologisch-soziologischen Monographie – detailliert und vielfältig geschichtet: Das paternalistische Manchestertum hat im Ruhrgebiet eine chaotische Land-Stadt-Schaft erzeugt, deren Unterschicht durch Unterdrückung angepaßt und versorgungsorientiert ist, deren Mittelschicht faul, phantasielos und zurückgeblieben, allenfalls mittelmäßig ist und deren industrielle Führungsschicht fast ohne Ausnahme den Anforderungen moderner Technisierung und Rationalisierung nicht gewachsen ist. Über allem

herrscht Scheinhaftigkeit. Scheinhaf ist der wirtschaftliche Boom und scheinhaft ist die Kultur, die entweder verordnet oder spießig-rückwärtsgewandt, allemal der modernen industriellen Lebenswelt nicht angemessen ist. Seine fünf Etappen von Zusammenbruch, Revolution, Inflation, Stabilisierung und Weltwirtschaftskrise führen auf die unausgesprochene, vom Leser zu formulierende Schlußfolgerung einer drohenden Nazi-Herrschaft hin. In dieser Hinsicht kann man das Buch als Schlüsselroman lesen. Das betrifft jedoch weniger die Personen, wiewohl man fast die gesamte Prominenz der Schwerindustrie, wie die weiland Lokalgrößen des Ruhrgebiets, ausmachen kann, als eben die Verhältnisse und die Denk- und Verhaltensmuster, mit denen auf sie reagiert wird, mit denen sie hergestellt werden. Dabei legt Reger besonderen Wert auf »die kleinen oder wenigstens unauffälligeren Vorgänge; dieses Unscheinbare ist ungeheuer aufschlußreich, wenn es richtig gruppiert wird [...]«. Man findet darum sezierende Längs- und Querschnitte durch sämtliche soziale Milieus, vom Lumpenproletariat zur Konzernaristokratie oder durch die Parteien von links nach rechts. Man wird desillusioniert über die Politik der Gewerkschaften und erhält Einblicke über den Aufstieg Hugenberg und die Kooperation der Schwerindustrie mit der NSDAP. Gerade letzteres hat nicht nur damals dem Buch ein hohes Maß an Aufmerksamkeit gesichert. Das Material, das Reger zur Kritik der Interessenpolitik und ihrer Auswirkungen benutzte, stützte sich weithin auf allgemein zugängliche Verlautbarungen der Ruhrindustrie. In rationaler Kälte, wie sie nur dem leidenschaftlich Beteiligten eignen kann, führt Erik Reger darin einen geistigen Zustand vor – das System eines ebenso banalen wie dauerhaften Selbstbetrugs, das sich selbst erzeugt und erhält, in Katastrophen manövriert und dann weitermacht. In einem solchen System gibt es keine Helden mehr, denn es steht für ihn

unter anonymer Herrschaft, der »Herrschaft der Phrase«. Der Roman stellt darum zugleich, wie Ernst Fischer damals in einer Rezension bemerkt, eine »Geschichte der Phrasen und Schlagworte, die seit 1917 wirksam waren«, dar.

Literarhistoriker loben den Roman heute einhellig als *den* deutschen Industrieroman. Das Lob gewinnt aber seine ganze Kraft erst, wenn man darunter mehr als nur die historische Schwerindustrie an Rhein und Ruhr faßt. Regers Roman ist darüber hinaus nämlich der Roman einer Industrie, in der noch die Kinder und Arbeitslosen vollbeschäftigt sind, der, wie sie Enzensberger später genannt hat, »Bewußtseinsindustrie«.

Seine Glossen und Essays bis dahin waren das Arsenal, das Vor- und Umfeld zur *Union der festen Hand* ebenso wie zum 1932 folgenden *Das wachsame Hähnchen*, jener Roman, der die »Vivisektion der Zeit« an der Kommunalpolitik der konkurrierenden Ruhrgebietsstädte fortsetzt. Die beiden Romane kann man wiederum als Fortsetzung seiner aktuellen Publizistik mit anderen Mitteln lesen.

In alledem ist Regers Kritik ebenso unerbittlich wie ohne Optimismus. Das haben ihm vor allem die damaligen Linken übelgenommen, die von ihm erwarteten, dass er die Zukunft beim siegenden Proletariat sah. Die Perspektivfiguren der beiden Romane sind indes enttäuschte Kommunisten, desillusionierte, aber deswegen nicht auch desengagierte Einzelgänger. Damals jedoch, im Zeichen des Kollektivismus, wollte man anderes lesen. Wie überhaupt immer wieder die Frage aufgeworfen wurde, wo bei Reger denn das Positive bleibe. Das ist auch heute noch nicht leicht auszumachen. Gelegentlich spricht er von der Jugend, die im Ruhrgebiet zu finden sein müsse.

»[I]rgendwo [...] ist sie – die wahrhafte Jugend des Industriebezirks, die Jugend ohne Kulturpathos, ohne die Ethik der «ewigen Werte»; die unassimilierte, produktive Jugend, die es nicht nötig hat, mit technischen Vokabeln und Requisiten zu prahlen, weil sie Wirklichkeitssinn hat und die Mechanik der Maschinenzeit durch Selbstverständlichkeit überwindet. Sie hervorzulocken, ihre Energien in Stoßtrupps zu verwerten – es bleibt eine Hoffnung.«

Das ist nicht der übliche jugendbewegte Optimismus. Das Zukunftspotential, auf das Reger setzt, ist wesentlich abstrakter – und gefährdeter. Es ist die Vernunft der vernünftigen Einzelnen. Eine schwache Kraft. Nicht nur in damaligen Zeiten.

Umso genauer kann er angeben, wogegen sie sich zu richten hat, eben gegen die »Herrschaft der Phrase«. Gegen die Mischung aus Wunschdenken und Gedankenfaulheit einerseits, die Produkte der industriellen Propagandamaschinerie andererseits. Zwar kann man von heute aus sagen, daß er die Wirkung der schwerindustriellen Meinungsapparatur denn doch überschätzte, aber immerhin war er der erste überhaupt, der den Blick der spärlichen demokratischen Öffentlichkeit auf die Agenturen etwa des Langnam-Vereins lenkte, der sich mit der Struktur der Werkszeitschriften auseinandersetzte und die Rolle der kommunalen und konzernalen Pressechefs als »Gegenspieler der Publizistik« bestimmte. Und er hat als einer der ersten gezeigt, wie moderne Kommunikationsformen sehr wohl mit antiquierten Kulturvorstellungen einhergehen können.

Umso mehr fällt darum auf, was Reger für den Rundfunk schrieb, das neue Medium, an das so viele Erwartungen geknüpft wurden. Vor allem für den damals noch jungen Westdeutschen Rundfunk, aber auch zahlreiche andere Sender, hat er regelmäßig Beiträge geliefert. Auch hier Kommentare zum Theater und Besprechungen von

Theaterliteratur, dazu sogenannte »Ketzerien zur Zeit«, etwa über »Problemlose Jugend« oder »Reaktion«. Hinzu kommen Gespräche, meist mit Hannes Küpper, über den neuen Roman etwa, über Funktionen der Publizistik oder über das Verhältnis von Redakteuren und Autoren. Und immer wieder Berichte aus dem Ruhrgebiet. Die sind oft, ganz anders als die gewohnten Polemiken, geradezu liebevolle Heimatkunde des Industriereviers. (Man lese dazu nur den in diesem Band abgedruckten Beitrag über Gelsenkirchen.)

Ruhrgebiet und Rheinland sind die beiden Ressourcen seiner Zukunftsvorstellungen. Das Ruhrgebiet ist für ihn der Raum illusionsloser Gestaltungsmöglichkeit einer sachlich-ehrlichen Kultur, die einer Industriegesellschaft angemessen sei. Das Rheinland Garant einer westlichen Weltoffenheit, eines heiteren Kosmopolitismus. Aber auch hier setzt er sich sofort ab von den rhapsodischen Rheinromantikern.

Paul Fechter hat später geschrieben: »[W]er den Mann Erik Reger kannte, sah [...] immer wieder sein Gesicht, das das Lachen erst lernen mußte, das zu denen gehörte, die erst ganz allmählich und spät zu dem kommen, womit Glücklichere beginnen, nämlich zum Lachen oder gar zum Lächeln.« Insofern kein Rheinländer nach dem Klischee, sah er immerhin in einer heiteren Unbefangenheit das Prä der Region. Der Rheinländer, so Reger, habe zwar eine »Vorliebe für falsche Lyrik«, aber zugleich sei er in den nüchternen Wirtschaftsdingen bewandert: »Gewohnt, daß auf seinem Buckel die Wahrung der nationalen Belange hüben und drüben durchgefochten wird, gewitzigt durch die Erfahrung, daß sich vom Geld der Ausländer gut leben läßt, automatisch angeschlossen an die Strömungen eines Grenzlandes, in dem, schon rein meteorologisch gesprochen, die meiste Zeit des Jahres Westwind herrscht, bewegt sich der

Rheinländer naturgemäß freier, unbefangener, überlegener als die übrigen, nationale Politik treibenden Deutschen. ›Leben und leben lassen‹ ist sein kosmopolitischer Grundsatz.«

IV

Bald muß er erfahren, daß eben dieser Grundsatz in Deutschland ausgespielt hat. Erik Reger, der scharfsichtige Kritiker der Nazis, erfährt sofort die Folgen der 'Machtübernahme'. Schon zuvor war er von den Nazis und ihnen Nahestehenden heftig attackiert worden. Willkommen war da – wie etwa dann gegenüber Gottfried Benn – der antisemitische Verdacht. So hat Hanns Johst, der nachmalige Leiter der Reichsschrifttumskammer, ihn 1931 zu diffamieren gesucht, indem er ›enthüllte‹, Reger sei Jude und heiße tatsächlich »Tannenbaum«. Reger hat dazu lapidar eine Richtigstellung verlangt und bekommen. Aber »nicht deshalb«, schrieb er, bestehe er auf der Richtigstellung, »weil ich etwa die infantile Meinung teilte, die Feststellung einer jüdischen Autorschaft sei ein Einwand gegen mein Buch; ich tue es vielmehr, weil ich verlange, daß die Leser einer Zeitschrift für Gebildete nicht belogen werden [...]«.

Seine beiden Romane werden verboten und bleiben es. Der Westdeutsche Rundfunk teilt ihm mit, daß man ihn nicht mehr beschäftigen könne. Seine Post wird überwacht. Da zieht er es vor, mit der Familie in die Schweiz zu übersiedeln. Dort jedoch darf er nicht arbeiten. Und muß 1936 wegen »Überfremdung« das Land wieder verlassen. Währenddessen hat er freilich stetig weiterpubliziert, hat weiterhin für die großen Tageszeitungen, Illustrierten und Magazine geschrieben – allerdings nun nichts Kritisches mehr. Er schreibt Naturbetrachtungen, Reiseschilderungen, schreibt über histori-

sche Begebenheiten und kleine, harmlose Liebesgeschichten, wie sie das Feuilleton in großen Mengen verbrauchte. Mit Vorliebe schreibt er Historisches und Gegenwärtiges über die Rheinschiffahrt.

Noch im Herbst 1933 war sein Roman *Schiffer im Strom* erschienen, den die inzwischen ins Exil gegangenen Freunde, etwa Ernst Krenek oder Ludwig Marcuse, als Verrat an den früheren Positionen kritisierten. Tatsächlich unterschied sich dieser »dem rheinischen Geist« gewidmete Roman sehr von den beiden Vorgängern. Er erzählt die Geschichte des Binnenschiffers Hennemann als Geschichte der Rheinschiffahrt in der Wirtschaftskrise, konventionell »realistisch« und grundiert von breit ausgemalten, poetisierenden Heimatlichkeitsbildern. Reger verteidigt den Freunden gegenüber seine Heimatdichtung:

»[Sie] sollte eine aggressive Apotheose des deutschen Westens, frühesten Kristallisationspunktes bedeutender Kulturen, gegen den zur Zeit politisch, ideologisch und finanziell bevorzugten Osten, hartnäckigsten Hort des Gegenteils von Zivilisation, sein.«

Dem folgten weitere Romane, allesamt bei Rowohlt, 1935 die Romanze *Lenz und Jette* und der historisierende Ruhrroman *Napoleon und der Schmelztiegel*, 1936 der abenteuerliche Korsikaroman *Heimweh nach der Hölle*. Die Romane, obwohl bis zur Belanglosigkeit neutral, wurden vom Amt Rosenberg abgelehnt, und Reger und Rowohlt bekamen obendrein Ärger, weil Reger bis dato nicht Mitglied in der Reichsschriftumskammer war. Sein Antrag, noch 1934 gestellt, wurde verschleppt und immer wieder ablehnend beschieden. Noch als Reger längst wieder klandestin im Reich wohnt – er ist 1937 in der Werbeabteilung der Firma Boehringer in Mannheim beschäftigt – spricht man ihm die »politische Zuverlässigkeit« ab, weil er, so der Gestapo-Bericht, andere »Volksgeossen« meide. Irgendwann nach 1938 ist er dann

doch noch aufgenommen worden. Etwa gleichzeitig übersiedelt er nach Berlin, wo er nun Mitarbeiter des nazikontrollierten Deutschen Verlags, des ›arisierten‹ Ullstein-Verlags, wird. Dort ist er vor allem mit Redaktionsarbeiten betraut. Parallel dazu gab es weiterhin kontinuierlich publizistische Angriffe auf ihn, besonders natürlich in den Zeitungen an Rhein und Ruhr, die ihm seine Vergangenheit nicht vergessen konnten. Reger gehöre zu einer »volksfremden Literaturclique«: »Ins Dritte Reich paßt das Werk eines Reger nicht!« Oder die Düsseldorfer *Volksparole* fordert alle Zeitungen auf: »Hände weg von Erik Reger!« Reger, heißt es andernorts, sei »eine der berühmtesten und politisch wie menschlich belasteten Erscheinungen der Systemzeit«. Und so fort. Erstaunlich, dass er dennoch publizieren kann, erstaunlich auch, dass er sich zu keinem einzigen Wort auch nur der Annäherung an den NS-Jargon bewegen lässt. Er publiziert ungerührt seine politikfernen Texte, denen man allenfalls durch die Wahl ihrer vorzugsweise französischen Handlungsorte die Distanzierung zum gegenwärtigen Deutschland ablesen mochte. Das wirft schließlich auch ein Licht auf die Rechtfertigungen der vielen, man habe sich der großen Gefährdungen wegen anpassen müssen: Nur wenige unter ihnen sind so hartnäckig denunziert und attackiert worden wie er.

Erst als 1942 der berühmte Will Vesper in einem wüsten Pamphlet das gute, rare Papier beklagt, auf dem Regers *Kinder des Zwielfichts* gedruckt sei, erst als daraufhin Rowohlt keine Nachauflage für diese romanhaften Jugenderinnerungen mehr genehmigt bekommt, erst da zeigt Reger Wirkung. Er schreibt an seinen Lektor, er habe sich entschlossen, »bis Kriegsende ohne Not nichts mehr zu publizieren. Die Mehrzahl der Bücher kommt jetzt ohnedies nicht in die richtigen Hände.«

Freilich schreibt er, schon um Frau und Sohn ernähren zu können, weiterhin seine Liebes- und Reiseerzählungen. Schwer herzkrank, zurückgezogen in einem Dörfchen in der Nähe Berlins, erwartet er das Kriegsende.

V

Kaum sind die sowjetischen Truppen da, kaum hält er deren erste Zeitungsnummern in der Hand, ist er schon wieder höchst aktiv. Und nun beginnt das zweite, kurze, aber umso heftigere Leben des kritischen Publizisten Erik Reger. Sofort schlägt er in einem »Memorandum« den Sowjets die Gründung einer »*Verlagsgesellschaft für Publizistik und Literatur*« vor, die Zeitungen, Zeitschriften, Broschüren und Bücher herstellen soll, geleitet »von den strengen Grundsätzen der Freiheit und Gerechtigkeit«, sowie der Völkerverständigung. Aus Geschäftsgründen, aber auch wegen »der gegenwärtigen seelischen Depression des deutschen Volkes«, solle darunter bewusst Unterhaltungsliteratur sein. Zunächst solle wöchentlich eine »Deutsche Romanzeitung« – analog zu Rowohlts Rotationsdrucken – erscheinen, in einer zweiten Stufe eine »größere Tageszeitung mit Bildern. Antifaschistisch, dazu auf neuartiger Grundlage: neben dem Nachrichtenteil ein instruktiver Teil, der die Ereignisse der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit pädagogisch kommentiert [...]. Titel: »R.A.S.« (Recht. Arbeit. Sicherheit)«. Folgen noch das Projekt einer Wochenzeitschrift als »soziale Revue« mit dem Titel *ABC der Woche*, sowie ein Buchprogramm, unterteilt in Unterhaltungsliteratur, Kinder- und Jugendliteratur, Kunst und Kultur aller Völker, sowie Philosophie, Geschichte und Politik.

Angesichts der politischen Lage war das Programm nicht eben realistisch, aber die Beschreibung der geplan-

ten Tageszeitung liefert den Kern des Konzepts, das Reger alsbald in amerikanischem Auftrag mit dem *Tagesspiegel* zu verwirklichen unternahm. Als dessen erste Nummer am 27. September 1945 in Berlin erschien, da konkurrierten in Berlin bereits 10 Tageszeitungen. Reger hatte über die insbesondere östliche Konkurrenz dekretiert:

Keine der genannten Zeitungen ist repräsentativ. Keine enthält eine klare Übersicht. Keine ist führend im Hinblick auf das, was dem deutschen Volk not tut. Keine ist ein Spiegel und Chronik dieser Zeit. Bezeichnend, dass bis heute keines dieser Blätter auf den Gedanken gekommen ist, eine orientierende Zusammenfassung über die Ereignisse zum und nach Kriegsende zu geben – eine Sache, die jedem wirklichen Journalisten äußerst wichtig erscheinen muß, weil der von jeder Nachrichtenübermittlung abgeschnittenen Leserschaft ganze Zeiträume verborgen geblieben sind.

Für den *Tagesspiegel*, dessen Lizenzträger, Mitherausgeber und Chefredakteur er nun ist, erklärt er: »Ethisch-pädagogische Motive stehen nun an erster Stelle. In dieser Hinsicht könnte man die Presse eine Fortsetzung der Schule mit anderen Mitteln nennen.«

In diese Schule mochten aber die Leser nicht so willig gehen, wie Reger das erhofft hatte. Die Zeitung galt bei der breiten Bevölkerung als schwer lesbar – vor allem wegen der endlos langen Leitartikel Regers. Hinzu kamen die Attacken aus dem Ostteil der Stadt. Vom ersten Tag an wird der *Tagesspiegel* in eine polemische Auseinandersetzung mit den kommunistisch kontrollierten Zeitungen gezwungen. Reger plädiert für einen Parteaufbau von unten und gegen Funktionärsherrschaft. Er wendet sich gegen die Weise, in der die Bodenreform durchgezogen werden soll, besonders vehement aber gegen die

Zwangsvereinigung von KPD und SPD zur SED. Er, den kurz zuvor noch die Nazis als Kommunisten und Marxisten beschimpft hatten, wird nun in der sowjetisch kontrollierten Presse als »Goebbels-Imitator« und »Goebbels-Epigone« titulierte. Es bleibt nicht bei verbalen Attacken. Geschäftsstellen werden boykottiert, Auslieferer unter Druck gesetzt, Leser verhört und verhaftet.

Dennoch steigt nun die Auflage kontinuierlich. Ende April 1946 ist die halbe Million erreicht. Nun kommen aber im Westteil weitere Zeitungen hinzu und die Auflage geht wieder zurück. Mit an Sturheit grenzender Beharrlichkeit geht Reger seinen Vorstellungen nach. Er setzt sich rückhaltlos für Adenauers Politik der Westintegration und Berlinanbindung ein und attackiert die SPD, insbesondere Kurt Schumacher. Immer wieder riskiert er juristische Auseinandersetzungen mit Politikern. Auch im eigenen Hause ist sein Eigensinn, sind seine Belehrungen und Kontrollen gefürchtet. Er verkracht sich mit den Mitherausgebern und er schurigelt seine Mitarbeiter. Er ist nicht eben wegen seiner Umgänglichkeit beliebt. Gabriele Tergit schreibt in ihren Erinnerungen über eine Begegnung mit Reger 1948: »Wir hatten zur gleichen Zeit bei Ernst Rowohlt unsre ersten Romane veröffentlicht, er *Union der festen Hand*, ich den *Käsebier*. Ich traf einen düsteren Menschen. [...] Reger sah verhungert aus, aber das Zimmer wäre zu allen Zeiten das noble Büro des Chefs gewesen. Und daneben die Sekretärinnen, ein Loch, in dem drei Mädchen saßen [...].«

Reger wirft sich auf die Arbeit, in seine Mission, als wisse er, dass er nicht mehr sehr lange zu leben hat. In rigoroser Rücksichtslosigkeit gegen die eigene Gesundheit ist er ständig präsent, kümmert sich um alles. Er ist ein schnell und präzise formulierender Schreiber. Allein die Vielfalt dessen, was er zu Papier bringt, nötigt Bewunderung ab, umso mehr die Substanz. Neben den tag-

täglichen Kommentaren verfasst er Aufrufe der verschiedensten Art, beantwortet persönlich Leserbriefe, leitet Fortsetzungsromane, schreibt Rezensionen, bestückt eine Rubrik *Sprachprivatissimum*, schreibt überdies für Nachrichtenagenturen und ausländische Zeitungen. Obendrein hält er unermüdlich Vorträge vor den verschiedensten Institutionen und Verbänden – vom Rotary Club bis zur Weltwirtschaftlichen Gesellschaft, von der Europa Union bis zum Liberalen Club, von den verschiedenen Berliner Volkshochschulen bis zum Verband der Memelländer. Er spricht Rundfunkkommentare, hat ständig Unterredungen, und findet noch die Zeit zu zahlreichen Informationsreisen durch Deutschland und das westliche Ausland. Besonders stolz ist er, als er im März/April 1948 als erster deutscher Publizist nach dem Krieg offiziell in die USA eingeladen wird. Nebenher kümmert er sich noch um Neuauflagen seiner Romane und schreibt an weiteren belletristischen Manuskripten.

Bestimmt wird das alles von der Radikalität seines Einsatzes für ein demokratisch regiertes, freies Deutschland. Die Kosten dessen erahnt man aus dem Brief, den sein Mitherausgeber Walther Karsch ihm zum Geburtstag 1949 schreibt: »Am vierten Geburtstag, den Sie im und mit dem Tagesspiegel begehen, können Sie mit Freude notieren, dass eines Ihrer Ziele erreicht ist: die Bundesrepublik Deutschland. Der Weg bis zu diesem Ziel hat uns einiges gekostet, und gerade in dem Augenblick, in dem wir es erreicht haben, müssen wir feststellen, dass die Konsequenz in der Verfolgung der Ziele beinahe die Existenz kosten kann. Ich wünsche Ihnen (und uns), dass wir diese Krise recht bald überwinden, ohne dass wir von unserem Wege abzuweichen brauchen.«

Zu dem Zeitpunkt, nach Berlin-Blockade und Währungsreform, nach Vertriebsverbot in der sowjetischen

Machtsphäre, ist die Auflage der Zeitung unter 90 Tausend gesunken. Nur durch Unterstützung der Amerikaner kann ein Konkurs vermieden werden. Reger macht unbeirrt weiter und bald stabilisiert sich die Lage der Zeitung wieder. Er tritt weiterhin für ein vereinigtes, föderalistisches, an den USA orientiertes Deutschland in einem sich zusammenschließenden Europa ein. Dabei verblüfft er immer wieder mit Vorschlägen. So schlägt er einen Korridor für Berlin und sein »natürliches Hinterland« vor. So plädiert der Rheinländer dafür, nicht Bonn, sondern Helmstedt einstweilen zur Hauptstadt zu machen, bewusst als Provisorium und so nah wie möglich an Berlin. Oder anders: Berlin so nahe wie möglich an den Westen.

Da er Publizistik als wichtigen Teil von Pädagogik verstand, war Reger nicht nur publizistisch aktiv, sondern auch besonders aktiv für die Publizistik. Er warb in Vorträgen für das Verständnis der neuen Presse und ihrer Aufgaben und engagierte sich im Internationalen Presse Institut. Auf dem Weg zu dessen Tagung ist er am frühen Morgen des 10. Mai 1954 in seinem Hotel in Wien gestorben. Sein Tod kam so überraschend, dass spekuliert wurde, Reger sei ermordet worden. Tatsächlich hatte er erst am 20. April eine Warnung der *Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit* erhalten, der sowjetische Staatssicherheitsdienst plane Gewaltakte gegen »leitende Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, soweit sie eine prononciert antikommunistische Stellung einnehmen«. Reger bedankt sich mit dem Satz: »Mein Prinzip ist: weder ängstlich noch unvorsichtig« – und fährt nach Wien. Höchstwahrscheinlich ist er doch eines natürlichen Todes gestorben. Der Obduktionsbefund nennt Herzversagen und bescheinigt einen desolaten Gesundheitszustand.

Ein Nachruf im NWDR charakterisierte ihn so: »Ihn beseelte eine fast Bismarckische Leidenschaft der Politik,

er konnte hassen wie kaum ein anderer und kämpfte mit der ganzen Überlegenheit seines Geistes, mit seinem scharfen und ätzenden Witz, der ihm glänzende politische Formulierungen gelingen ließ.«

Er selbst hat als sein unerschütterliches Bemühen genannt, »alle heimatlichen Anschauungen zu verdrängen und vorab alles und jedes als Naturerscheinung zu betrachten. Ich bin dabei, glaube ich, nicht schlecht gefahren. Nicht nur, dass das Gemüt dadurch entlastet wurde, die Freiheit von Vorurteilen und der Wille zur Empfänglichkeit schärften zweifellos auch den Blick. Er wurde dadurch nicht bestechlicher, sondern unbestechlicher [...].«

Textnachweise

Die hier abgedruckten Texte folgen nicht der Chronologie ihrer Publikation, sondern der der Biographie Erik Regers.

Abenteuer im alten Kalkofen. In: Deutsche Rundschau, Jg. 1940, H. 5, S. 78-82 – Auszug aus *Union der festen Hand.* Berlin: Rowohlt 1931, S. 79-89 – *Frühling in Frankreich* 1919. In: Dortmunder Generalanzeiger, Nr. 89 v. 31.3.32 – *Krieg im Frieden. Die Essener Ostertragödie 1923.* Typoskript im Nachlass Erik Regers in der Akademie der Künste Berlin – *Bei Kilometer 208.* In: Frankfurter Zeitung, v. 30. 5. bis 7. 6. 1929 – *Ruhrprovinz.* In: Die Weltbühne, Jg. 24 (1928), H. 51, S. 918-924 – *Kulturpolitik an der Ruhr.* In: Das Kunstblatt. Jg. 13 (1929), S. 291-299 – *Essen, die Stadt der Konzerne.* In: Westdeutscher Rundfunk (Köln), v. 22. 2. 1931. Typoskript im Nachlass – *Gelsenkirchen, die Kohlenstadt.* In: Westdeutscher Rundfunk (Köln), v. 11.1.1931. Typoskript im Nachlass – Auszug aus *Das wachsame Hähnchen. Das wachsame Hähnchen.* Berlin: Rowohlt 1932, S. 130-137, 214-220, 470-472, 475-477 – *Um den 17. Juni 1953.* In: Der Tagesspiegel, v. 18. 6. 1953, 19. 6. 1953 u. 23. 6. 1953.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koster (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd.

66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuck-mann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Brôcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120). ■ Hertha Koenig (Bd. 121) ■ Theodor Althaus (Bd. 122) ■ Marion Gay (Bd. 123).